

Nummer 27
Februar 2012



ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Hochschule Niederrhein
University of Applied Sciences



Sozialwesen
Faculty of Applied Social Sciences

FAUST

Hochschule Für Alte Und Studierende



Gasthörerprogramm Sommersemester 2012

Nehmen Sie am regulären Studienbetrieb der Hochschule Niederrhein teil! Studieren Sie zusammen mit den „normalen“ Studenten! Wählen Sie aus einer Vielzahl von Lehrveranstaltungen in neun Fachbereichen in Krefeld und Mönchengladbach!

Fordern Sie kostenlos unser aktuelles Programmheft für das Sommersemester 2012 an!

www.hs-niederrhein.de/fb06/faust

Anmeldung: 27.02. bis 16.03.2012

Mönchengladbach: mo, di, mi, 09.00 - 12.00 Uhr
Fachbereich Sozialwesen
Richard-Wagner-Str. 101, Raum R 109

Krefeld: do, fr, 09.00 - 12.00 Uhr
Hochschule Niederrhein
Reinartzstraße 49, Raum A 113 (Senatssaal)

Telefon: 02161 / 1865661 u. 1865637

marktwerbung.de

NVV AG
Der Herzschlag
der Region

**schlossbad
niederrhein**

**Badespaß für die
ganze Familie!**

Das neue „schlossbad niederrhein“
in Mönchengladbach-Wickrath

www.nvv-ag.de

Gemeinsam stark.

Ringvorlesung Sommersemester 2012

Miteinander – Füreinander Generationensolidarität zwischen Anspruch und Wirklichkeit

in Krefeld

Donnerstags, 14.15 – 15.45 Uhr

Hochschule Niederrhein
47805 Krefeld
Reinartzstr. 49
Audimax CE01

Interdisziplinäre Vortragsreihe zum
Europäischen Jahr für aktives Altern
und Solidarität der Generationen 2012



Wissenschaft : Forschung

- 4 Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Deutschland

Gedichte

- 3 Bilder
- 12 Das grüne Lied aus Kindertraum
- 13 duo capricioso
- 13 duo celli
- 13 marie
- 15 Vorbei
- 15 blown away
- 18 Frieden
- 39 large resting cow
- 39 süchtig
- 43 Windstille
- 43 Friedvolles Haff

Denkanstöße

- 16 In Ordnung
- 17 Exklusiv
- 18 Ich weiß es nicht
- 19 Die Frage nach dem Sinn

Kultur : Bildung : Leben

- 8 Das Ringen um Nichts
- 14 Grußworte
- 20 Der Traum vom Bajazzo
- 24 Das Kissen

Zeit

- 23 Mein 2011 – sehr kurz gefasst
- 26 Le grand canal du nord
- 32 Erzähltes Leben
- 34 Brautwerbung. Heiratsantrag auf ostpreußisch, Oktober 1948
- 35 Das Drama mit Gisela
- 36 Heute gehen wir ins RESI
- 40 German Angst. oder: Wenn es um(s) Geld geht

Raum

- 10 Der kleine Teppich
- 44 Baltikum und Kurische Nehrung – zum Kennenlernen

Mundart

- 29 Dä Kater
- 29 So domm es dat janet
- 30 Maar Moot
- 30 Wenn merr net weet, woröm et sich jeet
- 30 Bonkte Fe´ere
- 31 Kengdoop

- 48 **Impressum**

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“
Hochschule Niederrhein

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER !



... wie die Zeit vergeht. Nun liegt bereits die 27. Ausgabe des Generationenmagazins ZwischenTöne vor. Ein weiteres Mal schafft es die Redaktion, ein wunderbares Potpourri (frz. Allerlei, kunterbunte Mischung) an Gedichten, Berichten, Mundart etc. zusammenzustellen. Alle Beiträge laden wieder zum Nachdenken respektive Träumen ein und bieten einen literarischen Genuss. Da verliert man schon einmal das Gefühl für die Zeit ...

Max Frisch sagte einmal: „Die Zeit verwandelt uns nicht, sie entfaltet uns nur.“ Mit dieser Interpretation bekommen das Vergehen von Zeit und der damit einhergehende Alterungsprozess einen besonderen Stellenwert: Zeit bietet offensichtlich die große Chance für einen individuellen Entfaltungsprozess. Schwer fällt uns dabei beim Festhalten an der Vergangenheit jedoch manchmal der entscheidende Blick für das, was sich im Laufe der Zeit bei uns schon entfaltet hat. Wenn Sie Ihre Augen allerdings einmal schließen und darüber nachdenken, was die Zeit Ihnen bereits alles geschenkt hat, dann werden auch Sie mit Ihrem inneren Auge ein Potpourri an wunderbarer Entfaltung erkennen.

Abschließend möchte ich mich bei Ihnen, liebe Leserinnen und Leser noch einmal bedanken. Viele von Ihnen bleiben nicht nur den ZwischenTönen schon seit vielen Jahren treu, sondern unterstützen uns mit Ihrer Teilnahme als FAUST-Gasthörerin / FAUST-Gasthörer auch in der Lehre der Hochschule Niederrhein. Im Winter-

semester 2011 / 2012 konnten wir 305 Gasthörerinnen und Gasthörer bei uns begrüßen. Dies zeugt von großem Interesse, aber vor allem auch einer enormen Bereitschaft für ein lebenslanges Lernen und einen intergenerativen Austausch, der hier gelebt wird. Ich hoffe sehr, dass wir dies in den kommenden Semestern weiter pflegen können.

Nun aber viel Spaß und hoffentlich ein paar neue Impulse beim Lesen der ZwischenTöne. Und vergessen Sie nicht, nach einigen Texten auch einmal die Augen zu schließen ...

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Prof. Dr. Christian Löffing

BILDER

VON ELISE DONDER

Frauen aus der Fremde
rühren Rotbraun an
und Ocker
malen bauchige Gefäße
sparen nicht mit Gold
die schwere Hand verliert sich
spielend in den Ornamenten

auch ich
darf alle Farben nehmen
eh ich es gedacht
zum Himmel schweben
tintenblaue
trotzig-blaue Unvernunft
ich tupfe Wolken um mich her



GRUPPENBEZOGENE MENSCHENFEINDLICHKEIT IN DEUTSCHLAND

TEXT: BEATE KÜPPER

1

Abwertende Einstellungen gegenüber schwachen Gruppen als legitimierende Mythen

„Es leben zu viele Ausländer in Deutschland“ – fast die Hälfte aller Deutschen stimmten im vergangenen Jahr 2011 dieser Aussage eher oder voll und ganz zu. Diese Zahl ist hoch, wenngleich die hier ausgedrückte Fremdenfeindlichkeit in den vergangenen 10 Jahren etwas abgenommen hat. Wie die Forschung zeigt, nimmt der Eindruck von „zu vielen Ausländern“ in

einer Region nicht etwa mit der tatsächlichen Anzahl von Einwanderern zu, im Gegenteil. Dort, wo die Einwandererquote hoch ist – dies ist vor allem

„Es leben zu viele Ausländer in Deutschland!“

in den westdeutschen Ballungsräumen und Berlin der Fall – ist die Ablehnung von Einwanderern seitens der alteingesessenen Bevölkerung deutlich geringer. Dort, wo kaum Einwanderer leben – auf dem Land und insbesondere in kleinen Gemeinden in den ostdeutschen Bundesländern – ist die Abneigung gegenüber „Fremden“ deutlich größer.

Ablehnenden und abwertenden Einstellungen gegenüber Einwanderern, aber auch gegenüber vielen anderen Adressatengruppen lassen sich legitimierende Mythen identifizieren, die soziale Hierarchien zwischen Alteingesessenen und Einwanderern, oder allgemein ausgedrückt, zwischen Statushöheren und Statusniedrigeren, erklären und rechtfertigen. Sie dienen letztlich dazu, bestehende eigene Privilegien abzusichern, die Angehörige statushöhere Gruppen dank der bestehenden Hierarchien genießen. Wir sprechen von den Adressatengruppen von Vorurteilen und Diskriminierung daher auch als „schwachen“ Gruppen. Sie sind „schwach“, gemessen an ihrer Möglichkeit zur gleichberechtigten sozialen, ökonomischen und politischen Teilhabe in unserer Gesellschaft; in vielen Fällen spiegelt sich dies auch in einer vergleichsweise schlechteren finanziellen Lage.

Dynamik, Facetten und Motive von Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit¹⁾

2

Abwertende Einstellungen gegenüber Gruppen bzw. Personen aufgrund ihrer zugewiesenen Gruppenzugehörigkeit werden in der Sozialpsychologie als Vorurteile bezeichnet (Allport, 1954). Dabei ist es unerheblich, ob eine Person einer sozialen, ethnischen, kulturellen oder religiösen Gruppe tatsächlich angehört oder nicht, auf die Wahrnehmung kommt es an. Die Bezeichnung „Ausländer“ für alle Menschen, die anhand physischer Marker als „fremd“ eingestuft werden, ist dafür ein Beispiel. Anhand welcher Merkmale Personen in „wir“ und „die“ kategorisiert und ggf. abgewertet werden, variiert zum einen mit kulturellem, zeitlichem und situativem Kontext. Schlummernde Vorurteile gegenüber spezifischen Gruppen können reaktiviert werden und in offene Diskriminierung münden. Derzeit lässt sich in Deutschland und vielen anderen westeuropäischen Ländern eine neu entdeckte Islamfeindlichkeit beobachten, die sich zugleich uralter Stereotype des säbelschwingenden und frauenbedrohenden Sarazenen bedient.

Fremdenfeindlichkeit und die meisten anderen Vorurteile sind selbstverständlich nicht auf Deutschland und auch nicht auf eine jeweilige Mehrheit in einem Land begrenzt. Wer selbst Opfer von Vorurteilen ist, ist leider nicht davor gefeit, selbst andere Menschen aufgrund ihrer zugewiesenen Gruppenzugehörigkeit abzuwerten. Vorurteile sind sozial geteilt. Als legitimierende Mythen werden sie von allen Mitgliedern einer Gesellschaft gelernt und mehr oder weniger internalisiert oder „geglaubt“. So vertreten auch beispielsweise viele Frauen sexistische Ansichten oder glauben, im Vergleich zu Männern über eine besondere „emotionale Intelligenz“ zu verfügen. In der Konsequenz führt dieser soziale geteilte „Glaube“ dann allerdings dazu, dass z.B. Führungspositionen, die rationale Entscheidungen verlangen, lieber nicht mit Frauen besetzt werden.



Bericht aus einem 10jährigen Langzeitprojekt

Vorurteile können offen und unverkleidet geäußert werden, wenn z.B. Einwanderern unterstellt wird, nicht arbeiten und die Sozialsysteme ausnutzen zu wollen. Sie können aber auch subtil und versteckt kommuniziert werden, etwa in höflicheren Varianten von negativen Stereotypen wie der Unterstellung, Einwanderer „seien nicht so leistungsstark“. Sie äußern sich auch in der übertriebenen Vermutung vermeintlich sehr großer und unüberwindbarer kultureller Unterschiede, wie z.B. der Annahme Muslime verträten ganz andere Werte. 76 Prozent der Deutschen meinten in 2008, „die muslimischen Ansichten über Frauen widersprechen unseren Werten.“ Im selben Atemzug forderten aber auch 53 Prozent derselben Befragten, „Frauen sollten ihre Rolle als Ehefrau und Mutter ernster nehmen“ und unterstützen damit eine traditionelle Rollenverteilung zu Lasten von Frauen (Ergebnisse aus dem Projekt: Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Europa; Zick, Küpper & Hövermann, 2011). ²⁾

Neben ihrer Rolle als legitimierende Mythen vermitteln Vorurteile aber auch Identität und ein ‚Wir-Gefühl‘, das sich umso besser anfühlt, wenn ‚die Anderen‘ abgewertet werden. Zudem bieten Vorurteile vermeintliches Wissen, gerade dort, wo Faktenwissen fehlt, etwa, weil jemand kaum Kontakt zu Einwanderern, Juden oder Muslimen hat. Das stereotypenbasierte Wissen steuert dann unsere Wahrnehmung in realen Situationen oder unsere Auswahl von Medienberichten. Als „kognitive Geizkragen“ nehmen Menschen vor allem das wahr, was zu ihrem bereits vorhandenen Wissen passt, Unpassendes wird so lange wie möglich ausgeblendet (zur Funktion von Vorurteilen s. ausführlich: Zick, Küpper & Heitmeyer, 2011 im Handbuch Vorurteile der Ustinov Stiftung). Dieses vorurteilslastige Wissen bietet uns zudem Kontrolle, weil wir damit Verhalten abschätzen und prognostizieren können. Gehen wir damit auf ‚die Anderen‘ zu, indem wir ihnen beispielsweise eine „mangelnde Integrationsbereitschaft“ unterstellen, zwingen wir sie zum Handeln. Eine Folge von Vorurteilen ist damit nicht nur die Diskriminierung,

die psychische und physische Belastungen für die Betroffenen bedeutet, sondern auch die Selbstanpassung an diese Vorurteile. Wer ständig vorgeworfen bekommt, sich nicht anpassen zu wollen, und wer egal wie sehr er oder sie sich anstrengt, doch immer noch wegen seines oder ihres Aussehens oder Namens dem Verdacht der Integrationsunwilligkeit ausgesetzt ist und auf Schwierigkeiten stößt, der gibt irgendwann auf und wendet sich tatsächlich ab.

Vorurteile gegenüber unterschiedlichen Gruppen werden im dem gleichnamigen Projekt, aus dem hier berichtet wird, mit dem Sammelbegriff Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit bezeichnet. Ausgegangen wird von der Beobachtung, dass Vorurteile gegenüber einer Gruppe, wie z.B. Einwanderern, häufig nicht allein auftreten. Schon Gordon Allport, der Vater der modernen Vorurteilsforschung, konstatierte: „One of the facts of which we are most certain is that people who reject one out-group will tend to reject other out-groups. If a person is anti-Jewish, he is likely to be anti-Catholic, anti-Negro, anti any out-group“ (Allport 1954, S. 68). Ein gemeinsamer Kern von abwertenden Einstellungen gegenüber Schwarzen, Juden, Muslimen, Frauen, homosexuellen und behinderten Menschen und vielen anderen markierten Gruppen ist eine generalisierte Ideologie der Ungleichwertigkeit. Wer ganz allgemein soziale Hierarchien zwischen oben und unten gutheißt, der tendiert auch eher zur Abwertung spezifischer Gruppen. Dieses Zusammenspiel von Vorurteilen bezeichnet Heitmeyer (2002) als Syndrom der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit und lässt es empirisch bestätigen (Zick et al., 2008).

***Vorurteile
vermitteln Identität
und „Wir-Gefühl“.***

1) Teile dieses Kapitels wurden entnommen aus: Küpper, B. (2010). Vorteil Vorurteil. In: R. Grätz & H.G. Knopp (Hrsg.), *Konfliktkulturen* (S. 171-175). Steidl Verlag.

2) Zick, A., Küpper, B. & Hövermann, A. (2011). *Die Abwertung der Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung.* Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin.

3

Das Projekt „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“

Über den Zeitraum von 10 Jahren (2002-2011) wurde das Ausmaß und die Ursachen von Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit in Deutschland im gleichnamigen Projekt am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld untersucht.³⁾ Jährlich wurde eine repräsentative Stichprobe der deutschen Bevölkerung von 2000 Personen ab 16 Jahren telefonisch zu ihren Einstellungen gegenüber schwachen Gruppen und vielen anderen gesellschaftspolitischen Themen befragt (Befragung durch tns Infratest). In einem interdisziplinären Graduiertenkolleg untersuchten Doktorandinnen und Doktoranden zudem ausgewählte Fragestellungen vertieft mit unterschiedlichen quantitativen und qualitativen Methoden. Im Schwesterprojekt „Sozialraumanalyse“ wurde die Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in ausgewählten Gemeinden und Stadtvierteln untersucht und die Ergebnisse mit konkreten, regionalen Interventionen gegen Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit verbunden. Im Jahr 2008 konnten wir im Projekt „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Europa“ die bislang umfangreichste Erhebung von Vorurteilen in acht europäischen Ländern realisieren (Zick, Küpper & Hövermann, 2011).

Erklärtes Ziel des Projekts war neben der wissenschaftlichen Analyse von abwertenden Einstellungen, ihrer Verbreitung und ihren Ursachen auch der Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis, der in jährlichen Tagungen in der Freudenberg Stiftung gemeinsam mit PraktikerInnen aus dem Bereich der anti-rassistischen Arbeit/Demokratiebildung, JournalistInnen, PolitikerInnen, VertreterInnen von Verbänden, Stiftungen und Kirchen realisiert wurde. Die Sensibilisierung der breiteren Öffentlichkeit wurde

mit einer jährlichen Pressekonferenz in Berlin angestrebt. In über 300 Vorträgen wurde das Konzept und die Ergebnisse in Öffentlichkeit und Praxis vorgestellt. Der Begriff „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ und damit die Erkenntnis, dass

Intervention und Prävention unterschiedliche Vorurteile gegenüber verschiedenen Adressatengruppen gemeinsam und nicht getrennt fokussieren, wird inzwischen in vielen Programmen, Projekten und von Akteuren in Politik und Praxis aufgegriffen.

Zu Beginn der Untersuchung umfasste das Syndrom Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit die folgenden Elemente: Fremdenfeindlichkeit, Rassismus basierend auf ethnischen Markern, Sexismus, Homophobie, die Abwertung von obdachlosen und behinderten Menschen und die Befürwortung von Etabliertenvorrechten ganz allgemein für Alteingesessene gegenüber Neuankömmlingen. Im Laufe der Studie wurden unter Aufgreifen von jeweils aktuell

diskutierten Themen weitere Adressatengruppen in das Syndrom aufgenommen. Im Erhebungsjahr 2011 waren dies zusätzlich die Abwertung von Langzeitarbeitslosen, von Sinti und Roma und Asylbewerbern. Empirisch lässt sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen diesen unterschiedlichen Vorurteilen nachweisen, so wie schon von Allport vermutet: Wer z.B. fremdenfeindlichen Aussagen zustimmt, wertet mit größerer Wahrscheinlichkeit auch Muslime, Juden, Asylbewerber und Sinti und Roma ab, und neigt sogar eher auch zu Sexismus und Homophobie, zur Abwertung von langzeitarbeitslosen, obdachlosen und behinderten Menschen.

Alle Elemente (oder Vorurteile) wurden mit Hilfe bewährter und gut geprüfter Kurzskalen erfasst. Jede Aussage enthält in ihrem Kern den Aspekt der „Ungleichwertigkeit“ oder führt in ihrer Konsequenz zu Ungleichwertigkeit zwischen sozialen Gruppen.

Wie menschenfeindlich ist Deutschland? Ergebnisse der 10-Jahres Studie

4

Rund die Hälfte der befragten Deutschen äußerten sich in 2011 fremdenfeindlich, dies wurde eingangs bereits erwähnt, in dem sie pauschal die Anzahl der Ausländer in Deutschland als „zu viele“ bewerten. Wer hier zustimmt, stimmt oft ebenfalls der Aussage zu: „Wenn Arbeitsplätze knapp werden, sollte man die in Deutschland lebenden Ausländer wieder in ihre Heimat zurückschicken.“ In 2011 waren 29% der befragten Deutschen dieser Ansicht. Insgesamt ist das Ausmaß von Fremdenfeindlichkeit seit 2002 nur geringfügig gesunken. Nach einem leichten Absinken in den letzten Jahren hat auch das Ausmaß von Rassismus in 2011 nahezu wieder das Niveau von 2002 erreicht: In 2011 meinten fast 13% der Deutschen, „Die Weißen sind zu Recht führend in der Welt“ und 22% sprachen sich dafür aus, Aussiedler besser zu stellen als Ausländer, „da sie deutscher Abstammung sind“. Unverändert geblieben ist auch das Ausmaß der Abwertung von langzeitarbeitslosen, obdachlosen und behinderten Menschen. So vertreten in 2011 beispielsweise knapp 53% der befragten Deutschen die Auffassung „Die meisten Langzeitarbeitslosen sind nicht wirklich daran interessiert, einen Job zu finden“. 35% sprechen sich dafür aus, „bettelnde Obdachlose sollten aus den Fußgängerzonen entfernt werden“. 11% finden nach eigener Auskunft „viele Forderungen von Behinderten [...] überzogen“.

Nach einem deutlichen Anstieg ist auch das Ausmaß von abwertenden Einstellungen gegenüber Muslimen und dem Islam im vergangenen Jahr wieder leicht gesunken, wenngleich die Zustimmungsraten nach wie vor dramatisch erscheinen. In 2011 vertraten fast 23% der befragten Deutschen die Auffassung „Muslimen

3) Das Projekt wurde von einem Stiftungskonsortium unter Federführung der VolkswagenStiftung mit Beteiligung der Freudenberg Stiftung und der Kurt und Marga Möllgard Stiftung gefördert. Die Ergebnisse wurden jährlich in der Reihe „Deutsche Zustände“, herausgegeben von Wilhelm Heitmeyer im Suhrkamp Verlag, veröffentlicht.

„Muslime sollte die Zuwanderung nach Deutschland untersagt werden.“

sollte die Zuwanderung nach Deutschland untersagt werden“. Anders als islamfeindliche Einstellungen, die derzeit vielfach offen und ungeschminkt geäußert werden, unterliegen traditionell antisemitische Einstellungen, wie sie sich etwa im alten Konspirationsmythos „Juden haben in Deutschland zu viel Einfluss“ ausdrücken, einer offiziellen Ächtung. Im Vergleich zu 2002 ist hier die Zustimmung zurückgegangen (13% Zustimmung in 2011, knapp 22% Zustimmung in 2002). Deutlich verbreiteter ist jedoch ein Antisemitismus, der Juden von Opfern zu Tätern werden lässt, indem Juden z.B. eine Vorteilsnahme durch den Holocaust vorgeworfen wird (39,5% Zustimmung in 2010). Hoffähig ist zudem ein Antisemitismus, der über den Umweg einer Kritik an Israel kommuniziert wird. Antisemitische Israelkritik zeichnet sich dadurch aus, dass die Politik Israels gegenüber den Palästinensern als eine „typisch jüdische“ Politik bewertet wird, z.B. eine kritische Haltung zur israelischen Politik mit antisemitischen Stereotype angereichert wird, Vergleiche mit dem Nationalsozialismus gezogen werden, oder die Abneigung gegenüber Juden ganz allgemein mit der Politik Israels begründet wird. So stimmten in 2010 38% der befragten Deutschen zu: „Bei der Politik, die Israel macht, kann ich gut verstehen, dass man etwas gegen Juden hat.“

Aber es gibt auch eindeutig positive Entwicklungen. So ist die Zustimmung zu offen sexistischen und homophoben Einstellungen sein 2002 kontinuierlich gesunken. Waren etwa in 2002 noch 29% der befragten Deutschen der Ansicht „Frauen sollten sich wieder mehr auf die Rolle der Ehefrau und Mutter besinnen“, waren es in 2011 nur von 18,5%. Lehnten in 2002 noch 40,5% der Befragten „Ehen zwischen zwei Frauen bzw. zwischen zwei Männern“ ab, sprachen sich in 2011 nur noch 21% gegen die gleichgeschlechtliche Ehe aus, d.h. verweigerten homosexuellen Menschen die gleichen Rechte wie sie heterosexuellen offen stehen.

Jüngere Menschen neigen im Durchschnitt zu weniger Vorurteilen als Ältere; besonders deutlich wird dies etwa bei der Fremdenfeindlichkeit, dem Sexismus und der Homophobie.

Für viele Jüngere sind kulturelle Vielfalt Alltag, die Gleichberechtigung der Geschlechter eine Selbstverständlichkeit und sanktionierende Haltungen gegenüber der eigenen Sexualität passé, (wenngleich „schwul“ ein auf jedem Schulhof weit verbreitetes Schimpfwort ist). Geht es aber um sozial schwache Gruppen, die von der Gesellschaft als wenig „nützlich“ betrachtet werden – langzeitarbeitslose, obdachlose, behinderte Menschen und auch Muslime – vertreten Jüngere kaum weniger abwertende Einstellungen als Ältere. Hier scheint sich eine ökonomistische Werthaltung, die Menschen nach ihrer Nützlichkeit beurteilt, Bahn zu brechen, die sich im vergangenen Jahrzehnt

unter dem allgegenwärtigen Primat der Ökonomie entwickelt hat und unter deren Vorgaben die Jüngeren sozialisiert wurden. Ähnliches lässt sich für den an sich positiven Einfluss von Bildung beobachten: Besser Gebildete haben in der Regel weniger Vorurteile. Das gilt aber vor allem für offene, traditionelle Vorurteile. Bei subtilen Formen der Abwertung schwindet der Bildungseffekt.

Auch wenn im vergangenen Jahrzehnt das Ausmaß Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit mit Blick auf viele Adressatengruppen in der Tendenz zurückgegangen ist oder sich zumindest nicht verschärft hat – die Verbreitung von Abwertungen vieler sozialer, kultureller, oder religiöser Gruppen ist nach wie vor erschreckend. Negative Einstellungen führen zwar nicht zwangsläufig zu handfester Diskriminierung, Ausschluss oder gar Gewalt. Aber sie bieten die Basis dafür, dass dieses Verhalten wahrscheinlicher wird. Täter von Hasskriminalität berufen sich auf die „schweigende Mehrheit“. Ignorieren, Runterspielen und Wegsehen bei Feindseligkeit öffnen den Raum für die breite Akzeptanz von Ungleichwertigkeit und verhindern konsequentes Einschreiten. Einstellungen der breiten Mehrheit beeinflussen letztlich auch die Gestaltung von Institutionen, bestimmen Zugangsmöglichkeiten, entscheiden über das Bereitstellen oder die Verweigerung von Unterstützung für schwache Gruppen. Dies betrifft ganz unmittelbar die Ausrichtung, die Kernaufgaben und die Handlungsmöglichkeiten (nicht zuletzt auch die finanzielle Ausstattung) von Sozialer Arbeit. Soziale Arbeit ist vielfach davon abhängig, welche Nöte von welchen sozialen Gruppen – oder anders ausgedrückt: welche Ungleichwertigkeiten – von der Mehrheitsgesellschaft als so gravierend erachtet werden, dass Handlungsbedarf gesehen und umgesetzt wird.

Ausländer
Muslime
Juden
Sinti
Roma
Asylbewerber
Arbeitslose
Obdachlose
Behinderte
Homosexuelle
Alleinerziehende
Frauen
Männer
Kinder
Alte
Kleine
Große
Dicke
Dünne
...

Zusätzliche Informationen:

Weitere Hintergründe und Ergebnisse aus dem Projekt Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Deutschland finden sich auf der Homepage des Projekts:
<http://www.uni-bielefeld.de/ikg/projekte/GMF/index.htm>

Die Darstellung der Studie Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Europa können als freies Download über die Friedrich-Ebert-Stiftung aus dem Internet heruntergeladen werden.

<http://www.fes-gegen-rechtsextremismus.de> → „Die Abwertung der Anderen“

Handlungshinweise für PraktikerInnen finden sich z.B. auf der Homepage der Amadeu- Antonio-Stiftung; Broschüre „Was tun gegen Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“;
http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/broschuere_gmf_2.pdf



5

DAS RINGEN UM NICHTS

TEXT: WALTER ELSCHENBROICH



Für jeden, der etwas schriftlich mitteilen möchte, ist das leere Blatt ein Horror. Erst fehlt es an der Idee und dann an der Umsetzung. Und weil mir zur Zeit nichts Besseres als „NICHTS“ einfällt, habe ich mich entschlossen, diesem NICHTS meine Aufmerksamkeit zu widmen und es etwas tiefer zu durchleuchten.

In den unterschiedlichsten Varianten hat das NICHTS in den vergangenen Jahrtausenden die Menschen fasziniert. Philosophen taten sich schwer, es zu verstehen, Mystiker träumten davon, es sich vorstellen zu können, Wissenschaftler bemühten sich, es zu kreieren, Logiker fühlten sich davon abgestoßen, Theologen glaubten, aus ihm alles deuten zu können, letztendlich aber waren es die Mathematiker, die den Durchbruch fanden.

NICHTS
ZERO
RIEN

Für lange Zeit behinderten im Okzident die aus dem Altertum übernommenen Axiome jenen Wissenszuwachs, um den uns der Orient einige Zeit voraus war. Der Glaube an die nicht zu bezweifelnden Weisheiten europäischer Philoso-

phen, Theologen und Logiker hat das verhindert. Für Aristoteles und Platon war ein NICHTS, oder jegliches Äquivalent dazu, wie ein leerer Raum, nicht denkbar. Parmenides behauptete sogar, daß man nur von etwas reden könne, das sei. Etwas was nicht ist, kann nicht gedacht werden, und wovon man nicht denken kann, das kann folglich auch nicht sein. Für die Theologie war es der Allmacht Gottes vorbehalten, sowohl aus dem physischen wie auch aus dem spirituellen NICHTS etwas zu erschaffen. Wer etwas anderes behauptete, begab sich in die Gefahr, der Häresie beschuldigt zu werden. Infolgedessen füllte die Astronomie die unverstandene Leere des Weltraums mit Äther, für die Physiker blieb die Herstellung eines Vakuums eine Utopie und für die ganze Welt der Arithmetik die Ziffer NULL eine Unbekannte. Kopfrechnen war gefragt, und für weitergehende Berechnungen bediente man sich eines Rechenbretts, des sogenannten Abakus, dem Vorläufer moderner Rechenmaschinen, da das Rechnen mit sumerischen, babylonischen, ägyptischen, oder später mit römischen Ziffern anders kaum vorstellbar ist.

Die Logik und Einfachheit des heute verwendeten Ziffern- und Dezimalsystems hat dazu geführt, daß es als einzige, weltweit geschriebene und verstandene Schriftform gelten kann. Aber bis dahin war es ein weiter Weg.

Es ist für uns heute schwer nachvollziehbar, welche Schwierigkeiten es unseren Vorfahren bereitete, sich ein NICHTS oder eine Zahl NULL zu denken. Für die Philosophen und Mathematiker jener Zeit bedeutete die Vorstellung eines NICHTS oder die Repräsentation des NICHTS durch eine NULL eine außerordentliche mentale Akrobatik. Die mittelalterliche Wissenschaft und Theologie bezweifelte ständig die Existenzmöglichkeit eines Vakuums, einer Unmöglichkeit nach damaliger Logik, und schwerwiegender noch, weil theologisch unerwünscht, da die komplementäre Konzeption des NICHTS eine reale existierende Unendlichkeit bedeutet.

NULL

Damit hatten die Inder, im Gegensatz zu den Christen, kein Problem, für sie ist das NICHTS gleichbedeutend mit Nirwana und damit etwas Erstrebenswertes.

Die alten Babylonier zählten 1900 v.Ch. im Sexagesimalsystem mit einem Stellenwert auf der Basis Sechzig, wie wir es heute noch beibehalten haben für die Zeitmessung in Sekunden und Minuten. Für eine Notierung eines Nullwertes schufen sie eine Leerstelle. Sie ließen einfach einen Leerraum, eine freie Stelle zwischen zwei Ziffern, dem Vorläufer der heutigen Null.

Die numerische Folge eines Zahlensystems von NULL bis NEUN sind Reproduktionen schöner Hieroglyphen der Maya Kultur, mit denen diese schon vor fünfzehnhundert Jahren ihren Göttern und Göttinnen huldigten.

In der Maya Epoche (500 bis 925) zählte man auf der Basis von Zwanzig. Sie verwandten schon ein Nullwertsymbol in der Form einer Muschel oder eines Auges.

Der Ruhm als Erfinder des Dezimalsystems und der Ziffer NULL gebührt aber den Indern, bei denen es im 6. Jahrhundert Eingang fand. Das indische Zahlensystem ist wahrscheinlich die erfolgreichste intellektuelle Erfindung aller Zeiten. Es ist die einer universellen Sprache am naheliegendste Ausdrucksform.

Wie schon eingangs erwähnt, bedeutete das NICHTS und die Leere für die Inder, anders als für die auf dem hebräischen Monotheismus aufbauenden Kulturen, weder ein theologisches, noch ein philosophisches Problem. Für Hindus und Buddhisten war und ist das NICHTS, das Nirwana, ein zu erstrebendes Einssein mit dem Kosmos. Die Chinesen übernahmen die Ziffer NULL im 8. Jahrhundert. Der weitgereiste Rabbiner Ben Ezra (1092-1167) überführte die NULL und das

Dezimalsystem in die hebräische Kultur mit seinem Buch der Zahlen. Gerbert von Aurillac, Erzbischof von Reims, der spätere Papst Sylvester II (999), soll die Indo-Arabische Schreibweise, als einer der einflußreichsten Mathematiker seiner Zeit, in Europa eingeführt haben. Trotzdem dauerte es bis ins 13. Jahrhundert, bis es sich ausbreitete. Obwohl seine überzeugende Effizienz so offensichtlich war, wurde der Gebrauch der NULL 1299 in Florenz per Gesetz verboten. Der Grund hierzu war die Furcht vor Fälschungsmöglichkeiten handschriftlicher Dokumente. So ließ sich aus einer (0) auf einfache Art und Weise eine (6) oder (9) machen. Wenn in der Römischen Schreibweise eine Zahl mit (I) endete, zum Beispiel (II), so schrieb man dies als (IJ) um damit das Ende der Zahl zu dokumentieren.

Das Römische Zahlensystem ist im Gegensatz zum Dezimalsystem kein Stellenwertsystem, bei dem man durch das einfache Anhängen einer oder mehrerer NULLEN den Wert vervielfachen kann.

Es dauerte noch bis weit in das 16. Jahrhundert hinein, bis das Indo-Arabische Zahlensystem allgemeine Verwendung fand und in Deutschland ein Adam Riese dem gemeinen Volk das Rechnen beibrachte.

Die Null ist ein bedeutsames NICHTS.

Quelle:
„The book of
nothing“
von John D. Barrow



DER KLEINE TEPPICH

TEXT: ELISE DONDER



So anstrengend haben wir uns die Autofahrt vom Fährhafen Hull bis hinauf in die Highlands nicht vorgestellt. Viele Fjorde gibt es zu umkurven, viele groß- und fremdartige Eindrücke zu verarbeiten. Badachro, das Nest in der gleichnamigen Atlantikbucht, empfängt uns mit kaltem Regen und entferntem Hundegebell. Kein Mensch ist zu sehen.

Das Ferienhaus steht offen. So karg die äußere Erscheinung mit den unverputzten Fertigbauplatten ist, – als wir eintreten und die Zimmer erobern, reiben wir uns die Augen: verschiedene Blütendekore, bunt zusammengewürfelt, überladene Tapeten- und Stoffbahnen, geblünte Lampenschirme, berankte Sofas und Sessel, vollgestopft mit Blümchenkissen, doch – Vorsicht! man könnte über die mehrlagig geschichteten Teppiche, Matten und Läufer stolpern, wenn man nicht aufpasst, müde wie man ist.

Ganz hinten im Bad glauben wir schon zu träumen. Hier befindet sich die Attraktion des Häuschens. Nicht so sehr die archaischen Armaturen der Badewanne, Brauseschlauch in Stethoskop-Form, sondern die Kachelwand – Vorsicht! nicht ganz solide geklebt, aber desto bunter und vielfältiger, Unikate mit ausgefallenen Mustern, mit Landschaften, Meerestieren, wohl auch Sinnsprüchen und Sprüngen und Löchern dazwischen.

*Das Bad – ein Örtchen, an dem
man lange ohne Zeitungslektüre
zubringen kann, einfach so,
die Kacheln anschauend.*

Zurück in der Küche mit ihren unzähligen Utensilien, deren Verwendungszwecke wir vielleicht noch erfahren werden, sehen wir den Zettel:

*„Welcome to Badachro.
Eier zum Frühstück.
Hennen legen grüne Eier.
Bis später.
Liz.“*

Da klopft sie schon und bringt uns eine Handvoll Münzen für den Zählerautomaten, will kein Wechselgeld, nein, das ist ein Willkommensgeschenk, ebenso wie die Schachtel mit Eiern. Liz entschuldigt sich, dass sie gleich wieder gehen muss. Wenn wir etwas brauchten, sie wohne gleich unten am Pier. Und schon verschwindet sie im Regen der zwielicht-hellen Nacht.

Wir bewundern die Eier. Sie sind wirklich blassgrün, braun gesprenkelt. Wir dürfen sie aus dem Hühnerstall oberhalb des Gartens jeden Tag sammeln. Unsere Kinder werden sie wie Trophäen immer wieder stolz hereinbringen, und wir werden sie uns zum Frühstück schmecken lassen.

Abends, als wir von einem Ausflug zurückkommen, finden wir auf der Türschwelle je ein Paar handgestrickte, derbe braune Wollsocken für Mann und Sohn, ein andermal eine tellerförmige Wollmütze, hellblau, flauschig, die meinen Kopf warm halten soll.

Einmal kommt Liz früh morgens ans Haus. Ich sehe sie durchs Küchenfenster und gehe ihr entgegen. Sie will nicht ohne Grund vorbeikommen und überreicht mir Wischtücher. Oh, die hätten es schwer gehabt, gegen den Staub, den man inmitten dieser Textilfülle erahnt und riecht.

Das Alter der Frau ist schwer zu erraten. Ihre sträh-nigen Haare sind zum Pferdeschwanz zusammen-gebunden. Trägt sie einen Kittel oder einen Mor-genmantel? Ich könnte es nicht sagen.



Unter die Arme hat sie je rechts und links ein Huhn geklemmt. Die Tiere sind still und schauen mich an, während Liz erklärt, dass sie sie von unten, von ihrem Hausgarten, hier in den Stall bringen möchte. Sie lässt die Hennen zu den anderen flattern, sperrt den Stall wieder zu und schließt einen kleinen Schuppen auf, in dem ihr ganzer Stolz gelagert ist: Socken und Mützen und viele Sachen, die sie mit den Frauen von Badachro aus der Wolle der Schafe an langen dunklen Winterabenden gestrickt hat. Wegen der Schafe ist der Garten eingezäunt, sonst würden sie die Zierblumen und Kräuter, den aromatischen Spearmint, ausrupfen und verspeisen, unseren Lieferanten für das allabendliche erfrischende Getränk.

Fast hätte ich vergessen, den Ausblick zu erwähnen. Doch es gibt ja noch den kleinen Wandteppich. Seine Farben sind nach 15 Jahren noch genauso frisch wie an dem Tag, als ich ihn aus dem Umschlag zog. Ein Brief lag dabei, unverkennbar mit ihren großen chaotischen Buchstaben geschrieben. Darin erklärte sie ihre Not.

Eine britische Familie (deren kritische Eintragung war uns bereits im Gästebuch aufgefallen) habe Liz beim Touristenbüro angeschwärzt und nun sei das Ferienhaus gefährdet, seine bescheidenen zwei Schlüssel (Qualitätssymbole) aberkannt zu bekommen. Die Sicherheitsbedingungen, besonders für Familien mit kleinen Kindern, seien nicht mehr gegeben. Stolperfallen im Garten. Die Hütte sei verwahrlost. Es würde wohl eine Gerichtsverhandlung geben.

Liz bat mich, unsere hoffentlich wohlwollende Beurteilung auf ein formloses Blatt (To whom it may concern) zu schreiben. Und das habe ich gern getan. Ich sah mir den kleinen Teppich an, der dem Schreiben beigelegt war. Er ist nur winzig, etwa 20 cm im Quadrat. Er drückt ihre ganze Liebe zu ihrem Badachro aus, ihren Stolz, ihren Wunsch, es anderen nahe zu bringen, es ihnen dort auch gemütlich

und unvergesslich zu machen. Im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten. Die Mängel, die andere Gäste beanstandet hatten, waren für uns nicht gravierend gewesen. Ob Liz die beiden Qualitätsschlüssel behalten hat, haben wir nicht erfahren.

Wenn man je aus dem Fenster des kleinen Hauses auf die Bucht geblickt hat, erkennt man ihren Zauber in dem gewebten Bild wieder: Das hellblaue Wasser der Meeresbucht, die braun-grünen Inselchen darin, gleich an der Küste im Vordergrund und mitten auf der Insel weiße Hütten mit Kaminen und dunklen Fensterchen, dazwischen sattgrüne Farnkrautflecken, in der Ferne am Horizont braune Heidekrautberge und über allem einen rosig und weiß gestreiften Abendhimmel.





DAS GRÜNE LIED AUS KINDERTRAUM

VON JOSÉE HÜMPEL-LANGEN

Das grüne Lied aus Kindertraum
verstummt unter meinem Fuß
immer mehr
immer mehr
ein Echo aus flüchtigem Tau

Und wenn ich groß bin werde ich König
der König mit dem Baldachin
und dem Zepter aus Gold
mit einer Krone
und einem Mantel aus dem Veloursbettüberwurf

Ich wohne in einem Palast
und heirate eine Prinzessin
die wohnt mit mir auf dem Schloß

Wir sitzen am Tisch
trinken Büffelmilch mit Honig
in großen Zügen
in großen Zügen
bis das Winterland
das Winterland
beginnt zu frieren

Dann scheren wir die Schafe
mit einem langen Messer
stricken eine Decke
aus blauer Wolle
wir legen uns darunter
– frieren noch immer –

Wenn ich groß bin
wenn ich groß bin
werde ich König
wir essen mit goldenen Löffeln
unsere Münder sind rot
– sie schweigen –
Wir trinken den Wein aus klingendem Glas
denn unsere Herzen sind wund

Wenn ich groß bin
wenn ich groß bin
werde ich König
lege mein Haupt an Dein Herz und träume
träume einen Traum
einen Kindertraum



duo capricioso

gambini
spielt ein lied
für den kaiser
für die kaiserin

auf dem cello
tanzt der gewaltige
die melodie
aus schwarzen fäden

schreibt die musiken neu
im hölzernen haus

due celli

die musiker
spielen den frühling
streichen den marienkäfer
den verschlafenen
aus seinem winkel ins licht
– leicht –

marie

marie
marie krabbelt
unterm dach
auf und ab
ab und auf
mit schwarzen punkten
auf dem rücken
entzücken
der frühling
ist da



JOSÉE HÜMPEL-LANGEN

schrieb „di capricioso“, „duo celli“ und „marie“ anlässlich eines Konzertes bei einer Vernissage in einer Scheune.

Es war Frühling, Marienkäfer wachten auf durch die Musik und krabbelten an der hölzernen Decke entlang.

GRUSSWORTE

VON MARIANNE KERRES



An die Mitglieder der Redaktion der „Zwischentöne“

Eben von einem 7wöchigen, ereignisreichen Urlaub heimgekommen, liegt mir die freundliche Einladung zur morgigen Feier anlässlich des zehnjährigen Bestehens der „Zwischentöne“ vor.

Ich werde leider nur in Gedanken bei Ihnen sein können, möchte aber nicht versäumen, mich ganz herzlich bei der Redaktion zu bedanken. Es war einfach GUT, zu Ihnen zu gehören und bei Ihnen schreiben zu können.

Eigentlich bin ich dazu durch einen Ihrer Artikel veranlasst worden, der zur der Zeit, als die „Zwischentöne“ sozusagen noch in den Kinderschuhen, steckten, veröffentlicht worden ist.

Wenn ich mich recht erinnere – und die Verfasserin möge mir verzeihen, wenn ich ihr Werk nach den vielen Jahren in meiner Phantasie wesentlich verändert hätte –, beschrieb sie eine Frühstücksszene aus dem Sommerurlaub, den sie mit ihrem Mann in den Bergen verbracht hatte: Es war so wie jedes Jahr: die Landschaft wie immer, die Tischdecke und der Brotkorb darauf wie immer, das gleiche wohlschmeckende Brot und auch das Läuten der Kuhglocken auf den Almen. Eigentlich immer wiederkehrend, eigentlich ermüdend und doch in diesem Sommer anders: nämlich eine neue Tiefe der Begegnung zwischen ihrem Mann und ihr selbst, als eine Dankbarkeit dafür, dass der Andere noch da ist : so wie er ist.

Diese kleine, innige Szene hat mich tief berührt, mir aber auch Mut gemacht, über Persönliches, manchmal sogar sehr Intimes zu schreiben. Manchmal hatte ich auch Sorge, dass ich die Leser, wenn's denn gelesen wurde, damit auch langweilen könnte. Und manchmal meinte mein Freund, ob's denn WOHL bedacht wäre, und ich nicht noch einmal eine Nacht drüber schlafen wolle. Aber meine „Artikelkinder“ wollten, spontan, wie sie verfasst wurden, immer gleich raus, weg von mir.

Ich glaube daher, ich habe mir einiges von der Seele geschrieben, habe Einiges damit heilen lassen, und dafür möchte ich Ihnen auch danken.

Einmal ging ein Artikel wirklich zu schnell heraus ---- und DANN, aber nur dann, meinten sie, sie würden nicht genau erkennen, was ich eigentlich wollte. Ja, da habe ich gelächelt über mein Ungestüm, habe mich ein bisschen geschämt und habe überarbeitet. Es erschien mir sehr sinnvoll, weil ich meine Gedanken neu ordnen musste.

Die Jahre mit Ihnen waren ein Lernprozess, eine Frage des Mutes, sich zu zeigen, und wenn ich dann schließlich die „Zwischentöne“ in den Händen hielt und Ihre schönen, einfühlsamen Photos dazu sah, dann fühlte ich mich schon damit verstanden und sehr geborgen zu Hause bei Ihnen.

Ich wünsche Ihnen viele gute Ausgaben, viele gute Berichte und Gedichte, die mich immer wieder freuen und mich staunen lassen über die Vielfalt der Talente und Aktivitäten Ihrer-Allerseits.

*Mit lieben Grüßen
Marianne Kerres*

VORBEI von Bärbel Lehmann

Maske fällt, Fassade bröckelt
falsche Rolle, nicht dein Stück
bist nicht jung, gesund, stark, fröhlich
willst auch nicht mehr tun, als ob
viele fällt dir heute schwerer
und du gibst es endlich zu

Langsam kamst du dir abhanden
hast es nicht einmal bemerkt
doch nun stehst du vor dem Spiegel
blickst erstaunt in dein Gesicht
müde Augen, schmale Lippen
scharfe Linien um den Mund

Lange gabst du den Bajazzo
und verleugnetest dich selbst
Schluß damit! jetzt willst du leben
endlich nur du selber sein

Harlekin stirbt



BLOWN AWAY

von Josée Hümpel-Langen

ich will weg
ich will weg
auf einem glitzerbogen zum stern

durch
sternenwinde, sternenregen
zum stern

verschwinde
auf dem stern
in den stern
im schweif neben dem mond





UNTERWEGS ...

MIT PETER JOSEF DICKERS

In Ordnung

„Alles in Ordnung?“ Die Frage überrascht mich. Ob sie Besorgnis ausdrückt? Was kann nicht in Ordnung sein auf dem Schiff? Unordnung kommt nicht vor, ist nicht eingeplant. Alles ist geordnet. Ich muss nicht planen. Es wird geplant. Man plant und denkt für mich.

Der Cruise Direktor beginnt damit früh am Morgen. „Heute ist Donnerstag. Es ist neun Uhr. Ich hoffe, Sie haben gut geschlafen. Sie können frühstücken.“ Die Schiffswelt ist in Ordnung. Ordnung reiht sich an Ordnung. Ich werde empfangen, geleitet, geführt, bedient. „Wir bringen es Ihnen.“ „Wir holen es Ihnen.“ Geübte Hände entfalten die Stoffserviette auf meinem Schoß, kredenzen den Orangensaft, servieren die Toastscheibe. Meine Hände und Füße hätte ich daheim lassen können.

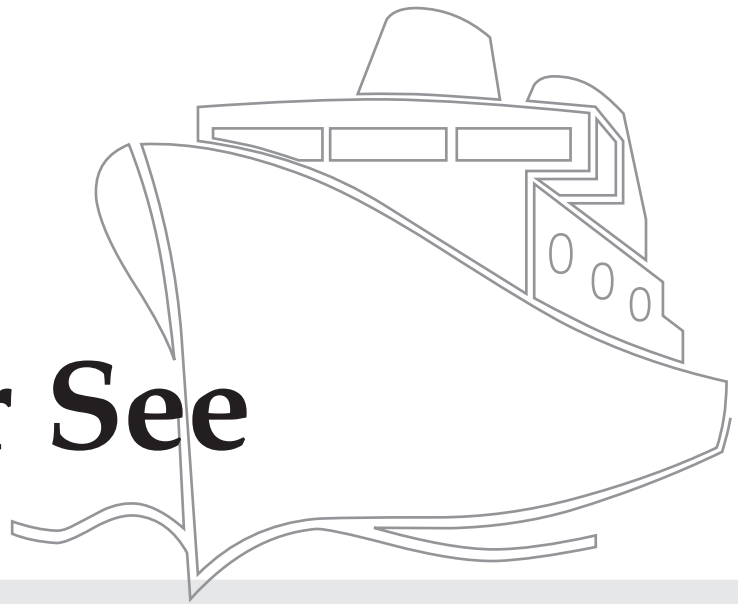
Alles hat seine Ordnung. Der Hotel-Direktor, der Front Office Manager, der Restaurant-Manager, die Hausdame, der Küchenchef – fern und nah gesteuert werde ich umsorgt. Dreiundfünfzig wichtige und außerordentlich wichtige Garanten meines Wohlbefindens und der Ordnung sorgen sich um mich. Ich kann sie nicht immer sehen, aber sie sind da. Sie sorgen für Ordnung. Ordnung muss sein. Ordnung sagt mir, ob ich sportlich leger, sportlich elegant oder in sportlichem Chic erscheinen soll.

„Schön, dass Sie da sind.“ Der Tagesspruch macht es mir leicht, Ordnung gut zu finden. Daheim herrscht auch Ordnung. Schiffsordnung ist anders. Nicht statisch, eher fließend, gleitend – so wie der Fluss, auf dem wir dahin gleiten. Auch Gleiten hat seine Ordnung. Der Kapitän sorgt für geordnetes Gleiten, geräuschloses Gleiten. Manchmal ist es himmlisches Gleiten, wenn ein Wettergott kraft himmlischer Verordnung die Sonne scheinen lässt. Dann strahlt alles, was Ordnung hat.

Reisen räumt mit Vorurteilen auf, hat jemand geschrieben. Mit Ordnung hatte ich bisher Probleme, hielt sie für überflüssig. Ein Vorurteil. Ohne Ordnung kann ich nicht leben. Zumindest nicht auf diesem Schiff.

... auf Hoher See

MIT PETER JOSEF DICKERS



Das Trinkgeld werde exklusiv unter dem Personal aufgeteilt, versicherte die Besatzung des Schiffes. Sie nahm mir eine Verantwortung ab. Ich musste weder ein Orakel befragen noch selbst entscheiden, wem ich in besonderer Weise an Bord zu Dank verpflichtet war. Geben macht glücklich. Das Trinkgeld ging exklusiv ans Personal. Ich war erleichtert.

Die große Schautafel zeigte an, wer exklusiv dazu gehörte. Der Kapitän. Er erwartete eine Zuwendung. Ebenso der First Officer und der Exekutiv Chief. Desgleichen der Hotelmanager, der Restaurant-Manager, der Programm-Manager. Nicht zu vergessen der Programm-Direktor. Der Mikrokosmos auf dem Schiff war größer als ich gedacht hatte. Alle sollten exklusiv bedacht werden. Den Grund nannte die Anordnung nicht. Besondere Zuwendungen wurden erwartet, mussten nicht begründet werden.

Die Schautafel war nicht groß genug, um alle exklusiv Berechtigten aufführen zu können. Die Küchen-Angestellten wurden nicht erwähnt. Der freundliche Alleskönner, der auf dem Sonnendeck wegräumte, was Sonnenanbeter liegen und stehen gelassen hatten, auch nicht. Wer meine schmutzigen Hemden gewaschen hatte – auch darüber schwieg sich die Schautafel aus. Die Serviererin im Restaurant, die mir eine Tasse Kaffee brachte, ehe ich eine bestellt hatte, gehörte für mich dazu. Auch ihr Name war nicht vermerkt. Vielleicht deswegen nicht, weil ich sie selbst schon etliche Male bedacht hatte.

Was war mit dem Unbekannten, der mitten in der Nacht die aktuellen Tagesnotizen unter meiner Kabinentür hindurch schob? Auch er musste exklusiv zum Personal gehören. Dem Kapitän würde es eine Ehre sein, mit ihm das Trinkgeld zu teilen. Oder gab es eine Trinkgeld-Hierarchie? Exklusive Trinkgeld-Verteilung zunächst an den Kapitän, dann an den First Officer, den Exekutiv Chief, den Hotelmanager. Wenn der Trinkgeld-Topf leer war, würde dann ein Trinkgeld-

Darlehen aufgenommen? Oder mussten andere exklusiv Berechtigte auf die nächste Reise warten?

Wofür konnte ich dem Kapitän danken? Dass er mich an Bord gelassen hatte? Dass er mir zehn Tage lang vom Schiff aus die Aussicht auf die vorbeiziehende Flusslandschaft gewährt hatte? Er hatte mich zum Kapitäns-Dinner eingeladen. Seine Uniform glänzte in den schönsten Farben, als er sich zusammen mit anderen exklusiv Berechtigten vorstellte. Dann entschwand er mit dem Exklusiv-Tross. Dass er mich eingeladen hatte, bedeutete nicht, dass er auch mit mir aß. Wie konnte ich ihm das vergelten?

Der Hotelmanager machte es mir leicht. Jeden Wunsch las er mir von den Augen ab. Darauf eingehen konnte er nicht, weil die Hotel-Schiff-Ordnung exklusiv festgelegt hatte, welche Wünsche in Erfüllung gehen konnten und welche nicht. Welches Trinkgeld stand ihm zu, damit bei der nächsten Reise auch meine Wünsche Berücksichtigung fänden? Ein Trinkgeld würde ihn anspornen, mich in Zukunft besonders zuvorkommend zu behandeln. Aber würde ich ihn bei der nächsten Reise wieder antreffen? Wenn nicht, dann konnte er sich nicht revanchieren. Warum ihm jetzt eine hochherzige Spende zuteil werden lassen, wenn er keine Gelegenheit hatte, mir dankbar zu sein?

Dem Restaurant-Manager, dem Programm-Manager, dem Programm-Direktor war ich exklusiv zu Dank verpflichtet. Das war der Anweisung zu entnehmen. Ich wusste nicht, warum, aber ich war ihnen verpflichtet. Mir waren sie nicht verpflichtet, obwohl sie dankbar sein sollten, dass ich mich für ihr Schiff entschieden hatte. Die Serviererin bei Tisch wusste, was sie an mir hatte. Sie brachte mir Kaffee, ehe ich ihn bestellt hatte. Sie habe ich exklusiv bedacht. Ebenso die Alleskönner, die Unbekannten und diejenigen, die täglich mein Bett zurechtgemacht hatten. Exklusiv ihnen habe ich Trinkgeld gegeben. Ausschließlich ihnen. Die Manager werden es verstehen. Oder auch nicht.



Exklusiv

ICH WEISS ES NICHT ...

TEXT: MARIANNE KERRES



Da ich meine sportlichen Bemühungen seit einiger Zeit drastisch reduzieren musste, habe ich mir moderne Stöcke zugelegt und nun marschiere ich recht wacker, in der Regel eine ganze Stunde lang, durch Wald und Feld. „Wacker“ deshalb, weil es mir wichtig erscheint, mein angeblich recht „junges Herz“ weiterhin zu fordern und in Gang zu halten. Das hat aber zur Folge, dass ich vor lauter Forderung aufgehört habe wirklich zu schauen.

Als ich mir dessen kürzlich erst bewusst wurde, gönnte ich mir und meinem Herzen, meinen vernachlässigten Sinnen, auf einer etwas abseits gelegenen Holzbrücke stehend, eine stille Pause.

Was ich da alles wahrnehmen konnte!!

Vor mir ragte eine rote Sumpfhorneiche auf und spiegelte sich mit anderen herbstlich gefärbten Bäumen im kleinen See, Fische sprangen als holten sie sich Mücken aus der Luft, es roch nach modriger Erde, Wildgänse flogen dahin, ein aufgeschreckter Graureiher zog mit kräftigem Flügelschlag seine etwas ängstlichen Kreise.

Das alles habe ich viele Tage gar nicht gesehen!

Und so stand ich und des Staunens war kein Ende. Dankbarkeit erfüllte mich für wenige Minuten.

Dankbar, aber wem gegenüber? Ich weiß es nicht.

Dem Unfassbaren gegenüber? Dem, was man in verschiedenen Erscheinungsformen Gott nennt?

Der Evolution gegenüber, dass ich ihr dankbar bin, gerade in diesen Zeitläuften geboren zu sein?

Dass ich noch leben darf und so gut?

Ich weiß es wirklich nicht.

FRIEDEN

von Gertrud Grins

innehalten
wahrnehmen
die Wolken, den Wind,

verweilen
wahrnehmen
das Dickicht, die Flur

acht geben
wahrnehmen
die Schatten, das Licht
verharren
wahrnehmen
das Kratzen, das Graben

versenken
wahrnehmen
das Rinnen, das Rauschen

Augen schließen
wahrnehmen
noch bin ich

DIE FRAGE NACH DEM SINN

TEXT: MARIANNE KERRES

Ich gehe langsam aber unausweichlich, meinem 78. Lebensjahr entgegen. Dieser Lebensweg wird beschwerlicher, sowohl was die körperlichen als leider auch die geistigen Fähigkeiten anbelangt.

Das macht mir insgesamt sehr zu schaffen. Ich ertappe mich dabei, dass ich bei geselligem Beisammensein mit Freunden und Bekannten wertvolle Zeit in Anspruch nehme, um über Wahrnehmungen meiner zunehmend defizitär werdenden Lebensweise zu berichten.

Gleichzeitig aber erinnere ich mich in diesen Tagen verstärkt an Vorträge von Prof. Adams im Rahmen des Faustprogramms über Viktor Frankl, dem österreichischen Begründer der Logotherapie. Sie werden sich erinnern.

Frankl hat während des Krieges das Konzentrationslager Theresienstadt überlebt und hat sicherlich hautnah erfahren, was es heißt, auch in solchen lebensfeindlichen Situationen, angesichts von Todesängsten, immer noch einen Sinn zu finden, eine Aufgabe. Er hat es dort geschafft durch die Eigenschaft, die nur uns Menschen zu eigen ist, durch seine geistigen Fähigkeiten, seine erdenden Himmelwurzeln, mehr oder weniger unbeschadet zu überleben.

Nun will ich meine Situation des Älterwerdens in äußerlich gesicherter Lage, keinesfalls mit seiner Deportierung vergleichen, aber manchmal entzieht sich auch mir der Boden, wenn ich absolut nicht weiß, wie und wann sich meine Fähigkeiten weiter verschlechtern werden.

Ich sehe Herrn Prof. Adams noch vor mir, wenn er seine beiden Hände ins Spiel brachte und uns zeigte, wie das „horizontale“ Leben ist, mit allen Herausforderungen und allen Widrigkeiten, die uns heimsuchen können. Und dagegen die vertikale Hand, die anzeigte, dass es auf uns, also das Individuum selbst ankäme, WIE man darauf antwortet und damit umgeht. Selbst als amputierter Mensch könne man „gehen“ und „begreifen“.

Es gibt Zeiten, ich denen ich vertikal „stehen“ kann, aber zeitweise, vor allem wenn ich wieder allein leben muss und mein Lebensgefährte nach Hamburg in seine Heimat fährt zu Kindern und Enkeln. Dann kommt meine kleine geistige Kraftmauer schon ganz schön ins Wanken. Oder, wenn ich z.B. in einer Arztpraxis stundenlang warten muss, nicht durchschauen kann, wann ich an der Reihe bin und daher keinerlei Kontrolle über die Situation habe. Gleichzeitig aber auf eine Diagnose warte und mich dabei so sehr ausgeliefert fühle.

Dann wird's schon schwer und die jeweilige „horizontale“ Situation übermächtig.

Manchmal schätze ich unsere Gesellschaft in der das Leben legal nicht beendet werden darf, weil so das Bemühen nicht aufhört bis zum Ende.

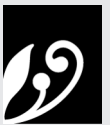
Manchmal aber denke ich auch, dass mein Alter weniger angstbesetzt wäre, wenn ich sicher sein könnte human und würdevoll in den Tod begleitet zu werden.

Menschen wie ich haben eine Kindheit, in der die Erde gar nicht aufhörte zu beben, da kommt die lotrechte Hand auch heute noch, leider, bisweilen ins Schwanken.

Dennoch bemühe ich mich immer wieder um ein „Mäuerchen“, das aufrecht steht, auf irgend einem, wie immer gearteten, mütterlich-freundschaftlich verbundenen Boden, wo meine Kinder und Enkel in Sichtweite bleiben.

Dabei fällt mir auch das Bekenntnis von Martin Walser ein, das ungefähr so lautet: Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt, aber ich weiß, dass ich ihn brauche.

Ich brauche „den großen Zusammenhang“ auch, um „Liebes oder Leides“ in einer gewissen Demut anzunehmen. Besonders jetzt im Alter.



DER TRAUM VOM BAJAZZO



TEXT: KARL-HEINZ THIFESSEN



Schon im Kindergarten trug Thomas Brüggemann den vermeintlichen Künstlernamen »Tommy«. Er war ein beliebter Darsteller von komischen Einlagen. Seine Tänze, untermalt mit den harmonischen Tönen der Blockflöte, fanden bereits sehr früh viele Bewunderer. Wie keinem anderen gelang es ihm, zum richtigen Zeitpunkt mit phantasievollen Belustigungen die Blicke der Altersgenossen auf sich zu lenken.

Freudig ruhten dann die Elternaugen auf Tommy, den sie für seine Auftritte mit lustig-bunten Kostümen ausstatteten.

Sein Geschick als Possenreißer bewies der Junge auch in der Schule, und ganz besonders dann, wenn er die Gestik der Lehrer gekonnt nachahmte. Dies geschah zwar meistens zur Freude der Mitschüler, selten jedoch sprang die Begeisterung auf das Lehrpersonal über. Die Betroffenen zeigten nur äußersten Unwillen, zumal Tommy im Unterricht häufig abgelenkt war, da er ja genau ihre Mimik beobachten musste. Es ist somit nicht verwunderlich, dass sich sein Missverhältnis zu den Pädagogen schon bald in den Schulnoten widerspiegelte. Obwohl er stets der Ansicht war, seine Leistungen seien gut bis sehr gut, sanken die Noten in fast allen Fächern beständig ab. Harsche Standpauken des Vaters folgten in immer kürzeren Abständen.

Die Begabung zur Komik bereitete Tommy zwar mitunter Verdross, dennoch überwog die eigene Freude bei Weitem, zumal auch seine musischen Fähigkeiten immer mehr hervortraten. Selbst die künstlerische Fakultät innerhalb der Lehrerschaft fand mitunter Gefallen an den Darbietungen, da er selbst komplizierte Tanzschritte mit Leichtigkeit vorführte und Musikinstrumente nach wenigen Übungseinheiten klar beherrschte.

Thomas Brüggemann war der älteste Sohn reicher Eltern. Seine Familie herrschte bereits in der vierten Generation über ein regelrechtes Textilimperium. Vater Friedrich erwartete von seinen beiden Söhnen einen möglichst nahtlosen Übergang, nach Schule und Ausbildung, in die Chefsessel des Unternehmens, so wie es immer war bei den Brüggemanns.

Rudolf, der jüngere, strebte diesem Ziel unbeirrt entgegen. Doch Tommy wollte etwas anderes – etwas ganz anderes.

Als eines Tages ein Zirkus in der Stadt gastierte, lud der Direktor am Ende der Vorstellung die Besucher ein, in die Manege zu treten und mit den Clowns zu tanzen. Nur wenige nahmen dieses Angebot wahr – Tommy jedoch zögerte keinen Augenblick.

Er tanzte, sprang, hüpfte mal komisch, mal traurig, durch die Manege, so genial, als gehöre er zur Zirkusfamilie – was manche Zuschauer auch vermuteten.

Der Beifall war unbeschreiblich und wollte kein Ende finden, immer wieder forderte das Publikum eine Zugabe. Mit weit aufgerissenen Augen verfolgte der Zirkusdirektor das Geschehen. Für ihn gab es keinen Zweifel: »Ein großes Talent«!

Nur in seinem Elternhaus – da fehlte die Anerkennung. Für den wohlhabenden Textilfabrikanten Friedrich Brüggemann war die komische Begabung seines Sohnes – welche er auch bei Familienfesten trefflich vorführte – nichts anderes als Flausen aus Kindertagen, die ein noch unausgereiftes Gehirn über Gebühr belasteten. Sie konnten, nach seiner unumstößlichen Ansicht, nur durch eine ordentliche Berufsausbildung wieder vertrieben werden.

Mutter jedoch sah Tommys außergewöhnliche Fähigkeiten mit heimlicher Genugtuung. So kamen ihr immer wieder einige Schauspieler ihrer eigenen Familiengeschichte in Erinnerung, die einst Erfolge auf der Theaterbühne feierten.



Doch ein derartiger Hang zur Komik, wie Tommy ihn bei jeder Gelegenheit präsentierte, machte auch ihr ein bisschen Angst.

Was würde aus ihm nur werden? Ein Clown, ein Komiker, vielleicht ein verträumter Bajazzo?

Und was wird dann aus dem Unternehmen? Er war doch der älteste Sohn! Damit stand er doch in der Pflicht!

Als verantwortungsbewusste Ehefrau des Unternehmers Friedrich Brüggemann unterstützte sie - zumindest nach außen hin - die Pläne ihres Mannes.

Somit blieb dem Jungen nichts anderes übrig, als nach der Schulzeit eine Lehre zum Kaufmann anzutreten. Tommys Lebensweg schien vorgezeichnet.

Seine äußere Erscheinung jedoch verriet, er wollte sich keineswegs in ein Schema pressen lassen, in das er nicht hineingehörte. In seiner Freizeit wandelte er sich stets von seriös einfarbig zu bunt und schrill.

Er wollte lustig sein und lebensfroh, ein wahrer Bajazzo! Seine Schritte waren federnd und immer bereit zu einem ausgelassenen Tanz.

Der älteste Sohn einer stolzen Firmendynastie musste jedoch irgendwann an dessen Spitze treten und das Unternehmen Brüggemann würdig repräsentieren.

Aber – wie sollte dies funktionieren – ein fröhlicher Bajazzo als Chef einer globalen Unternehmung? Bilanzen, Gewinne, Börsenkurse interessierten ihn wenig. Ernsthafte Arbeit war für ihn nur das Spiel auf der Bühne.

Einige Familienmitglieder sahen darin eine vorge-täuschte Kulisse für versteckte Faulheit. Die Streitigkeiten des heranwachsenden Sohnes mit seinem übermächtigen Vater nahmen im Laufe der Zeit an Heftigkeit zu. Tommy entfernte sich nach jedem Familienkrach immer ein Stück weiter von dessen Absichten.

Friedrich Brüggemann war ein kluger und kühl kalkulierender Geschäftsmann mit viel Gespür für das Machbare. Mit den wahren Hoffnungen und Neigungen seines Ältesten versöhnte er sich erst nach intensiver Vermittlung seiner Ehefrau.

Eine Bedingung stellte er jedoch: Thomas Brüggemann musste sich einen Künstlernamen zulegen, sein wirklicher Name durfte in der Öffentlichkeit nie genannt werden.

»Roberto«, so nannte er sich fortan.

Im Gegenzug, und das fiel ihm überhaupt nicht schwer, verzichtete er freiwillig auf den Chefsessel im Unternehmen.

Bald schon gehörte er zum festen Bestandteil einer bekannten Schauspielergruppe, die überall dort, wo sie auftrat, große Erfolge feierte. Der Bajazzo mit dem klingenden Namen »Roberto« war maßgeblich daran beteiligt. Wenn er die bunte Clownjacke anzog, fühlte er sich wie einst im Kindergarten – die Zuschauer waren fasziniert.

Nach dem Tod des Vaters übernahm, gemäß der nun einsetzenden Reihenfolge, mit Rudolf Brüggemann der jüngere Sohn das Unternehmen. Thomas erhielt eine stattliche Summe Geld und wuchs in kurzer Zeit zum gefragten Künstler mit eigenem Ensemble.

Sein Traum schien in Erfüllung zu gehen.

Doch dann nahm das Schicksal eine unerwartet-tragische Wendung: knapp zwei Jahre später kam Bruder Rudolf Brüggemann bei einem Autounfall ums Leben.

Das Unternehmen war ohne Führung!

FOTO OBEN | ELENA BERESNJAK
COMMONS.WIKIMEDIA.ORG



Nun traf das ein, was eigentlich niemand mehr für möglich gehalten hatte:

Thomas fühlte sich in die Pflicht genommen, kehrte zurück ins Unternehmen und übernahm dessen Leitung. Aus Roberto wurde wieder Thomas Brüggemann. Mit Elan und Tatkraft verschaffte er sich in kürzester Zeit Respekt und Anerkennung in der Geschäftswelt.

Gleichwohl ließ ihn die Sehnsucht zum Theater nicht los und bestimmte weiterhin all sein Tun. In seiner Brust schlugen fortan zwei Herzen – das des kühlen Unternehmers und das des fröhlichen Bajazzos. Doch dieser Zwiespalt wurde zu einer Belastung, der er schon bald nicht mehr gewachsen war.

Seine Stimmung war andauernden Schwankungen unterworfen. Die Tage, an denen er sich einsam und tief traurig fühlte, nahmen zu. Oft war es so, als hätte er seinen engsten Freund verloren. Die Last der Verantwortung, zunächst für das Wohlergehen des Unternehmens, dann wieder für die Erfüllung eines Lebensraumes, der nun in weite Ferne zu entgleiten schien, drückte schwer auf sein Gemüt.

Die Ärzte bescheinigten depressive Angstzustände. Hilflos zog er sich immer mehr zurück. Der innere Druck wurde übermächtig.

In den frühen Morgenstunden eines kaltgrauen Februartages verlässt Thomas Brüggemann unbemerkt die Villa am Stadtrand. Sein Gesicht, das so fröhliche Züge tragen konnte, ist fahl und grau, wie um Jahre gealtert.

Zielgerichtet nähert er sich einer bestimmten, zuvor sorgfältig ausgesuchten Stelle. Hier herrscht absolute Einsamkeit.

Er stoppt sein Auto, steigt aus und verriegelt es gewissenhaft. Mit starr nach vorn gerichtetem Blick betritt er die Eisenbahntrasse.

Von Ferne nähert sich unaufhaltsam das Brausen des Schnellzuges.



MEIN 2011

sehr kurz gefasst

TEXT: WERNER SCHNEIDER



2011? Freudig kündigt der Chronist,
dass es ein gutes Jahr gewesen ist!
Der alte Leib blieb bis zur Stund',
soweit ersichtlich, noch gesund.
Nur Augenlinsen wurden neu bestückt,
mein „Esszimmer“ leicht überbrückt.

Das erste Mal in Mexiko,
bei Elmar, fern in Atlixco,
wo noch der Popocatépetl raucht,
(5200 m hoch) – und Elmar auch!
Auch der Besuch bei Vera, unbeschwert:
Berlin war wieder eine Reise wert!

Auch zeigte seiner Spanierin der Werner
die große Welt von der „Klein Erna“,
die Reeperbahn, ganz ohne Sünde,
die Ostsee, Rostock, Warnemünde.
Mehr deutsches Land, wir hatten Spaß.
„Alles Müller, oder was?“

Ich lernte spanisch, „linguistisch“,
Maria trieb es mehr „artistisch“:
neue Bilder gabs zu schauen,
Sandstein wurde künstlerisch behauen.
Die Sonne schien an vielen Stunden;
nur unsre Mina blieb – leider – verschwunden.

Barça erfreute, Tor um Tor;
wir „litten“ mit Karl-Theodor,
hatten Wahlen, auch Skandal:
In einem Satz: alles normal!

2012? Das Ende bleibt noch offen.
Lasst uns lieben, leben, glauben, hoffen!

Werner Schneider zählte zu den
ZwischenTöne-Redakteuren der
ersten Stunde. Seit einigen Jahren
lebt er mit seiner spanischen Frau auf
Menorca. Nun beobachtet und bereist
er von dort aus die Welt und auch
Deutschland als „ausländischer“
Urlauber.

DAS KISSEN

TEXT: JOSÉE HÜMPEL-LANGEN



Die Schienen liegen lose auf der Treppe. Man kann sie befestigen, wenn es nötig ist, mit variablem Abstand für Rollstühle, Ambulanztragen, Totenbahnen. Sie fahren hinauf und hinab. Keiner kommt hier lebendig heraus.

In diesem Haus atmet man die ausgeschiedene Luft von Sterbenden.

Außer Arbeitsgeräuschen hört man nichts.

Nur nachts schreien sie.

Alles ist nett: die Schilder an den Türen, handgeschrieben, die liebevoll arrangierten Blumenbouquets, das Personal, die Bilder.

So ist es also. Viele Fremde in einem Haus mit vielen Fernsehern und CD-Playern.

Die einen verdienen ihr Geld, die anderen geben es dort aus; kaufen letzte Pralinen beim Edelkonditor, lesen ihr letztes Buch, schließen ihre Augen abends, denken viel, reden viel oder auch gar nicht.

Die Putzfrauen sind fröhlich und gewissenhaft. Geben den letzten Glanz. Bekommen ein letztes Trinkgeld.

Ich liege da. Nicht alt, sehr krank, sterbend, bei Bewusstsein.

So viel Güte! Ist es das?

Ich fühle mich alleine zwischen den guten Menschen. Sie laufen auf und ab, sind immer höflich, immer sorgsam.

Ich habe Lust zu schreien, die Möbel zu zerkleinern, mit letzter Kraft eine Vase in den Bildschirm zu werfen, meine Suppe in das Gesicht der Krankenschwester zu schütten.

Ich passe hier nicht hin. Bin nicht geeignet für gute Werke. Bin aufsässig. Sterbe angestrengt, verbissen. Ich will es so, aber sie merken es nicht.

Meine Nägel krallen sich in mein Fleisch.

Sie wechseln jetzt die Laken, schon zum zweiten Mal.

Ich sage nichts. Starre sie wütend und zerrissen an. Sie verstehen mich nicht.

Mara ist gekommen. Sie streichelt mir über die Stirn, schiebt eine Strähne weg. Ich weine. Die Träne fällt auf ihre Hand. Ich bin müde. Schlafe ein. Sie singt ein Kinderlied. Es ist schön.

Ich liege bei Bonmama auf dem Arm. Ihre Brust ist weich, ihr Atem beruhigend. Sie wiegt mich auf ihrem Schoß. Ich sitze am Herd in der Küche. Der Herd, in dem sie später meine Puppe vor meinen Augen verbrennen wird, hat zwei große Klappen. Das Feuer knistert; es riecht nach Brot.

Das Frühstück ist gut. Ich habe es mir so gewünscht. Es war mir immer wichtig. Frischgebrühter Kaffee, zwei Scheiben Schwarzbrot mit Quark und Marmelade, ein Brötchen mit Käse und einen Apfel. Ich kann es gut alleine essen, niemand braucht mir zu helfen oder, wie man es hier nennt, zu reichen.

Meine Hände schmerzen. Ich esse gierig und schnell. Habe Hunger.

Gesättigt schlafe ich ein.

Meine Bonmama singt wieder. Ihr großer Körper bebt. Die Warze an ihrem Mund wird kleiner wenn sie ihre flämischen Lieder singt. Ich liebe ihre Stimme, finde sie zur gleichen Zeit beängstigend. Sie kann furchtbar schreien, wenn Großvater ihr weh tut. Danach ist sie zu mir immer besonders nett.

Die Schwester weckt mich behutsam. „Ihre Freundin ist da“.

Ich sehe Mara. Sie ist der einzige Mensch, der meine Großmutter noch gekannt hat. Sie hat Ähnlichkeit mit ihr.

Ich drücke die Nägel fester in mein Fleisch. Sie nimmt meine blutende Hand, wischt sie ab. Sagt nichts. Wirft die roten Tücher in den Treteimer.

Sie hat schöne Augen. Braun und warm, wie Bon-mama. Ich strecke meine Hände aus. Nehme die ihre. Kralle meine Nägel in ihr Fleisch. Ihr Blut ist mein Blut. Sie weint. Nimmt zwei neue Tücher. Wischt ihre Hände ab und meine. Geht aus dem Zimmer.

Die Tür steht offen.

Ich versuche aufzustehen. Ich versuche es. Ich stehe auf. Laufe hinter ihr her. Es geht, es geht bis zur Wand mit der Lilie. Ich stütze mich ab. Lasse die Wand los. Bin dabei zu verbluten.

Sie finden mich morgens um fünf. Ich bin fast weg. Mit großer Müdigkeit finde ich in den Tag zurück. Mara kommt. Der Arzt spritzt Beruhigungsmittel. Es ist nicht genug.

Drei Tage bin ich in der Hölle, sehe kleine Monster in allen Ecken meines Zimmers. Sie grinsen, lachen mich aus.

Ich sage Mara: „Ich will nicht mehr“. Sie spricht mit dem Arzt. Der spricht mit einem anderen Arzt. Sie geben mir Morphium. Vorher habe ich mit Mara gesprochen. Ihr „Auf Wiedersehen“ gesagt. Ich will gehen.

Der Arzt spritzt eine Überdosis.
Ich sterbe nicht.

Er kommt zurück.
Drückt mir das Kissen auf den Kopf.
Ich atme noch.

Ich atme ganz leise.



LE GRAND CANAL DU NORD

TEXT: KARL-HEINZ THIFESSEN



Radfahrer und Wanderer, die den unteren Niederrhein oft in Scharen durchstreifen, treffen in letzter Zeit immer öfter auf Hinweise zum Nordkanal - ein künstlicher Wasserweg - der vor rund zweihundert Jahren das Wirtschaftsleben in unserer Region revolutionieren sollte. Er ist heute ein einzigartiges Dokument sichtbarer Geschichte aus einer Zeit, als das gesamte Rheinland unter französischer Verwaltung stand und den Namen Roer-Department trug.

Mit zahlreichen Straßennamen, Wegmarkierungen und Bauresten macht er immer noch auf sich aufmerksam.

Vorgeschichte zum Bau des Kanals

Vor zwei Jahrhunderten dehnten die siegreichen Feldzüge Kaiser Napoleons dessen Macht fast über ganz Europa aus. Auch das linksrheinische Gebiet gehörte zum französischen Herrschaftsbereich.

Mit militärischen Mitteln gelang es Napoleon jedoch nicht, England niederzuringen, deshalb wollte er den Inselstaat mit einer wirtschaftlichen Kontinental Sperre möglichst hart treffen. Dies bedeutete, ab Herbst 1806 durfte kein Staat im französischen Machtbereich mit der Insel Handel betreiben.

Zwischen dem besetzten Niederrhein und England lag allerdings das Königreich Holland. Obwohl es ein Satellitenstaat Frankreichs war und die Macht in den Händen eines Bruders von Napoleon lag, widersetzte es sich beharrlich der Blockadepolitik und betrieb weiterhin rege Geschäfte mit England, vorwiegend über Schmuggelwege.

Da der kontinentale Warenverkehr zu großen Teilen von alters her auf Rhein und Maas abgewickelt wurde und damit notwendigerweise über holländische Seehäfen lief, suchte Napoleon eine Möglichkeit dies zu unterbinden, um den Handel mit Großbritannien wirkungsvoll zu beenden.

Er verfolgte dazu einen Plan, der am Niederrhein bereits im 17. Jahrhundert einen Vorgänger hatte, die Errichtung eines künstlichen Wasserweges zwischen Rhein und Maas.

Bereits 1628 versuchten die Spanier eine derartige Kanalverbindung. Sie trug den Namen Fossa Eugenia - wurde jedoch nie vollendet.

Knapp zweihundert Jahre später griff Napoleon den Gedanken wieder auf und gab eine Wasserstraße in Auftrag, die den gleichen Zweck erfüllen sollte, jedoch aus technischen Gründen weiter südlich lag.

Der Warentransport sollte nach dessen Fertigstellung nur durch französisches Gebiet zum Meer verlaufen, d.h. durch den Nordkanal von Neuss aus nach Venlo, dann unter Umgehung Hollands über Maas und Schelde zum großen Hafen Antwerpen, der vollends unter französischer Kontrolle stand.

Während der Planungsphase zu diesem Großprojekt reiste der Kaiser im September 1804 persönlich an den Niederrhein.

Planungen zum Grand Canal du Nord

Neusser Kaufleute baten schon 1803 in einem Brief an Napoleon die Kanalverbindung von Grimlinghausen aus in Angriff zu nehmen. Sie sahen in diesem Projekt deutlich bessere Absatzchancen für ihre Waren. Napoleon bezog allerdings auch militärische Vorteile mit in sein Kalkül ein. Nach vielen Diskussionen beschlossen die Franzosen im Mai 1806 den Bau des Grand Canal du Nord. Durch die Ausrufung der Kontinental Sperre ein halbes Jahr später gewann er zusätzlich an Dringlichkeit.

Entwurf und Ausführung übernahmen Napoleons Chefindgenieur Aimable Hageau. Die Grundsteinlegung erfolgte am 3. Juli 1809. Der Nordkanal sollte von Neuss aus vorbei an Kaarst und Holzbüttgen Richtung Viersen führen. Die Niers kreuzte er nahe Cloerbroich. Von Viersen aus verlief die Trasse über Süchteln nach

Quellen:

Hans Scheller, Jürgen Huck (Hrsg.):
Der Nordkanal zwischen Neuss und Venlo. Stadtarchiv
Neuss 1980

Horst Tamm (Hrsg.):
Der Nordkanal im Raume Viersens und das Viersener
Kanalhaus, Viersen 2001

Georg Waldmann, Sigrid Schröder:
Die Nordkanalniederung zwischen Kaarst und Schiefbahn,
Band 2 der Schriftenreihe der Biologischen Station im
Rhein-Kreis Neuss, Martina Galunder-Verlag 2005



Nordkanal: Unvollendete „Napoleonische Schleuse“ bei Louisenburg

Grefrath, danach Richtung Krickenbecker Seen und weiter nach Herongen, machte dann einen Bogen und mündete bei Venlo in die Maas.

Kanalbau

Die Gesamtlänge betrug etwa 53 Kilometer.

Der Kanal war über 20 m breit und 2,60 m tief. Zwei der damals üblichen Lastkähne sollten problemlos aneinander vorbei kommen. Hinzu kamen Dämme (vier Meter hoch, d.h. 1,40 m höher als die Wasseroberfläche) auf deren Kronen sich sechs Meter breite Treidelpfade befanden.

Nebengraben dienten einer eventuell notwendigen Verteidigung. Unzählige Bäume mussten gefällt werden, um im oftmals sumpfigen Untergrund festen Halt zu schaffen. Zur Befestigung der Uferböschungen wurde großflächig Schilf angepflanzt.

Neun Schleusen und die damals üblichen Klapp-, Dreh- oder Hebebrücken sollten den reibungslosen Schiffsverkehr sicherstellen. Beabsichtigt waren neben sechs Häfen auch 17 Kanalhäuser für das Bedienpersonal. Die notwendigen Backsteine wurden in neu angelegten Feldbrandöfen gebrannt.

Mittels Einlaufbauwerke sollte die Wassereinspeisung über Rhein, Maas, Erft und Niers erfolgen. An Rhein, Maas und Niers wurden sie jedoch nie begonnen.

Insgesamt sollten 3,25 Millionen Kubikmetern Erdbreich bewegt werden.

Die veranschlagten Kosten lagen bei 20 Millionen Franc. Die Bauzeit war auf vier Jahre angesetzt.

Für die Bevölkerung bedeuteten die Bauarbeiten stetige Belastungen:

- a) Die Gemeinden wurden gezwungen, sich zur Hälfte an den immensen Kosten zu beteiligen.
- b) Für die Verlegung der Kanallinie mussten Grundstückseigentümer entschädigt werden. Hier kam es

häufig zu Unstimmigkeiten und mitunter auch zu offenem Widerstand.

- c) Ein weiterer Reibungspunkt war die Versorgung der Arbeiter. Zu ihnen gehörten mehr als 1000 Kriegsgefangene. Obwohl sie die Anlieger oft rüde behandelten, sollten sie bei ihnen kostenlos untergebracht und gepflegt werden. Damit waren Probleme vorprogrammiert, die in mehreren Sabotageakten, wie die heimliche Entfernung von Vermessungszeichen, ihren Ausdruck fanden.

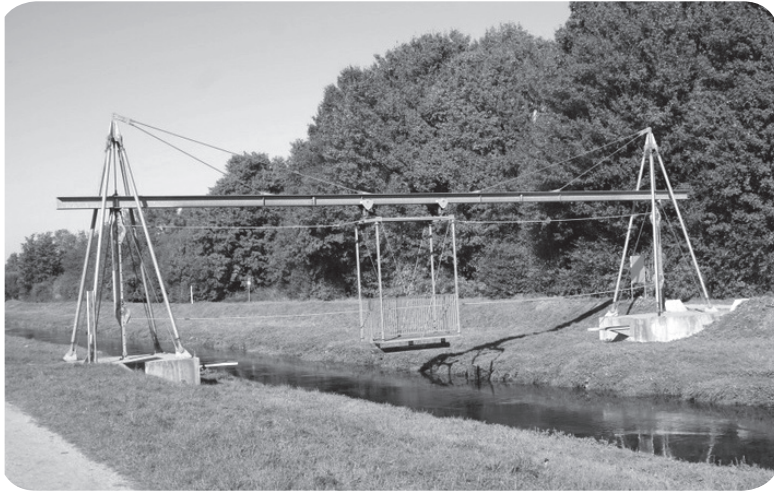
Es muss jedoch erwähnt werden, dass die Bauphase des Kanals für die Region auch Vorteile brachte. Heimische Arbeitskräfte wurden dringend gesucht und gut bezahlt. Alleine in der Stadt Neuss waren etwa 20% der arbeitenden Bevölkerung an der Großbaustelle beschäftigt. Für die Zeit nach der Fertigstellung erhoffte man sich erhebliche Vorteile vom Güter und Personentransport.

Ökologische Bedenken spielten vor 200 Jahren nur eine untergeordnete Rolle.

Ende des Kanalbaues

Knapp zwei Jahre nach Baubeginn kündete sich das Ende des Projektes an. Napoleon setzte seinen Bruder als König von Holland ab und annektierte das Land. Amsterdam besetzte er am 29. Juni 1810. Da nun Frankreich auch die holländischen Nordseehäfen kontrollierte, verlor der Nordkanal schlagartig an Bedeutung. Obwohl er bereits zu zwei Dritteln fertiggestellt war, ordnete Napoleon für den Jahresbeginn 1811 die Einstellung der Bauarbeiten an. Die kriegerischen Ereignisse der kommenden Jahre, u.a. der Rußlandfeldzug ließen das Interesse am Nordkanal vollständig erlahmen.

... weiter auf der nächsten Seite



„Fietsallee“ am Nordkanal: An der Grenze zwischen Mönchengladbach und Neersen kann man die Niers mit einer muskelkraft-betriebenen Schwebefähre überqueren.

Weitere Nutzung

Die Schlussakte des Wiener Kongresses nach der Verbannung Napoleons bestimmte 1815, dass 48 km des Nordkanals an Preußen und 5,3 km an die Niederlande fielen.

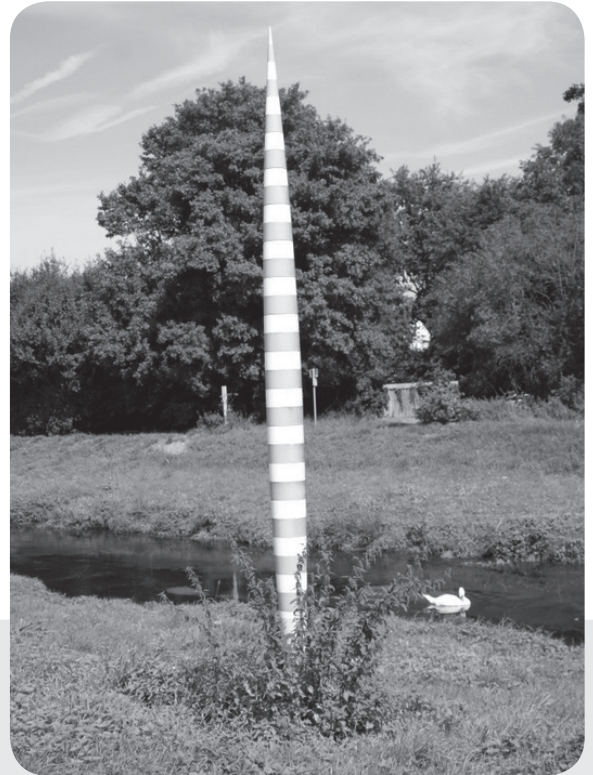
Was wurde nun aus dem unvollendeten Kanal? Welche Aktivitäten gab es?

Die preußische Regierung verpachtete die Trasse an private Pächter, die sich zum weiteren Ausbau verpflichteten, damit die Wasserstraße dennoch schiffbar gemacht werden konnte. Sie versprachen sich davon ein gutes Geschäft, denn die sich allmählich am Niederrhein entwickelnde Textilindustrie benötigte zum Antrieb ihrer Maschinen Kohle aus dem Ruhrgebiet, sowie immer größere Mengen Baumwolle, die auf dem Nordkanal leichter transportiert werden konnten, als mühsam über oft schwer zugängliche Landwege. Ebenso zählten Baustoffe und Kolonialwaren zu den bevorzugten Gütern. Treidelpferde zogen die vollbeladenen Schiffe zu den Verladestationen. Somit waren die ausgebauten Teile für die regionale Infrastruktur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von großer Bedeutung.

Zeitgenossen berichteten, dass an der Neuwerker Verladestelle häufig 30 bis 40 Karren aus Gladbach, Rheydt, Rheindahlen, Süchteln und Viersen bereit standen, um die auf Schiffen ankommenden Waren weiter zu transportieren.

In geringem Umfang benutzte man den Kanal auch zur Personenbeförderung. Er wurde jedoch nie an den Rhein angeschlossen und war letztendlich nur bis Neersen befahrbar.

Die Nutzbarmachung des Nordkanals fand mit dem Ausbau der wesentlich flexibleren Eisenbahn ein jähes Ende. Die letzte gewerbliche Fahrt soll am 6. Oktober 1850 stattgefunden haben.



Gestreifte Stelen begleiten die „Fietsallee“ auf deutscher Seite von Neuss über Mönchengladbach bis Herongen.

Nordkanal heute

Heute sind die Reste des Nordkanals überwiegend verlandet. Dennoch ist sein Verlauf durchaus nachvollziehbar, einzelne Fragmente sind bei genauem Hinsehen noch gut erkennbar, z.B. die Schleuse bei Luisenburg. Auf einigen Dämmen wurden Trassen der Eisenbahn gelegt. Die heutige Landstraße 390 zum großen Teil auf einer ehemaligen Dammkrone des Nordkanals. Zahlreiche Straßen- und Hinweisschilder erinnern an das Bauprojekt aus Napoleonischer Zeit. Dort, wo es einst die Niers kreuzen sollte, ist heute eine Schwebefähre errichtet, mit der man per Muskelkraft über das Flüsschen hinweg gleiten kann.

Gut erhalten sind oft die Kanalhäuser, in denen das Personal für den reibungslosen Verkehr auf dem Kanal untergebracht werden sollte.

Im Rahmen der EUROGA 2002 ist der Nordkanal als verbindendes europäisches Projekt wiederentdeckt worden. Mit der »Fietsallee am Nordkanal« führt nun ein gut markierter Fahrradweg so nah wie möglich an der kompletten Kanaltrasse vorbei.

Weithin erkennbare, rot/weiß markierte, spindelförmige Stelen von 4 Metern Höhe und dicke Basaltsteine lassen den beabsichtigten Verlauf der künstlichen Wasserstraße auch heute noch als lebendiges Zeugnis niederrheinischer Geschichte deutlich hervortreten.



MÖNCHENGLADBACHER MUNDART

VORGESTELLT VON: GEORG NOWAK

Dä Kater

von Toni Koch

Ne Merläng soat em Appelboom,
hä sengt vörr sinne Schatz,
maar em Jebösch, merr süüt et koom,
do luert en jriise Katz.

Dat Liedche klenkt so sööt wi ni,
dä Kater es janzt Uehr,
hä denkt: wenn ech dä Vuerel kri,
seng ech en Moll on Dur.

Noch enne Vuerel kütt dobee,
merr hüet e fiin Duett.
Dä Kater maut: „Nu send werr dree,
werr senge öm de Wett!“

De Mull wiit op, hä sprengt dropp loß,
si Ooch lött wi ne Steär,
maar alles watt hä packe koß:
von alle beds en Fe'er!

Die gereimten Texte stammen aus Band 10
der von „De Vröngde“ herausgegebenen
Mundartreihe „Derr Wäächwiser“.

So domm es dat janet

von Anton Bütgenbach

Do woar enne Buerejong, von dem mödd err wi'ete,
dä wued von se all maar vörr domm verschli'ete.

Dat woar, wi merr säät, sonne richtije Stelle,
ävver twai on twai kooß dä jood tesame tälle.

Aan enne Daach, do entdeckde hä jet,
jraad do, wo hä werkde, am schwatte Brett.
Dat merr jeddem Dusend Mark verspreck,
dä enne Verbeäterungsvorschlach mäck.

Hä hat sech et sinne dobej jedaid
on dat, wat-e make woll jood övverlaid.
Es dann, als alleri'echter treck
no'em Baas on hat demm enne Vüerschlach jemäck.

Dä Baas, dä hat sech och si'er bedank.
On dä Jong kreäch och sin Dusend Mark op de Hank.
Dem sin Kumpels, di kooß-e dat bal net verstonn
on froorde: „Wat hass-e dann dovörr jedonn?“

Do said dä Jong: „Dat es leet te sare.
Ech han demm Alde blooß vüerjeschlare,
statt Dusend Mark wüere vönvhoget jenoch.
Dat sooch dä och en, on dat deet dä jetz och.“

Do daite di allemoele bej sech:
„Wä es nu dömmen, dä odder ech?“



Maar Moot

von Johannes Weuthen

Maak de Oore op! Bejriip et doch!
 Et es am Eng! Dä Wenkter dä es vott!
 Van Iis on Schnije es nirjes mihe enne Plack
 off Pläckske te senn.
 Kick ens! E nöj Leet, angisch wi em Wenkter.
 Allenenge kicke de Dolljöppkes uut de Eäd.
 Om Kleef, onger de Strüük on em Böösch stond
 Di witte Ki'esnase. Duer dat Wenkterloof koeme
 Met spetze Vengere di nöje Jrääskes on Krüütsches.
 Di Vüejelkes, di dr Wenkter üever
 Hej jebli'eve send, vange aan te flööte.

E paar Daach noch, dann vange di wi'er aan
 Nööster te bowe on Hochtiit te make.
 Di Kruenekrane send all jetrocke.
 Ech han-se et naits schreje hüere.
 Wenn di uut Afrika tröck send,
 Dann hat dr Wenkter verspellt.
 Re'it dech op! Maak dech jraad, maar nöje Moot!
 Dat nöje Vröjjoar es maar i'ech dr Aanvang
 van e schön Joar.

allenenge = An allen Enden, überall
 Dolljöbkes = Schneeglöckchen
 Ki'esnase = Ki'esblümkes = Gänseblümchen

Wenn merr net weet, woröm et sech jeet

Von Anton Büdgenbach

Dä Pitter on sin Vrau – dat Schmitz Mari,
 di verstunge sech opens Janet mih.
 Dat hodd met eenki'er aanjevange.
 Dobej hodde di sech emmer so jood verstange.

Denne Männ wüdd jo döck Onrait jedonn.
 Dröm kann-mer di Vrauwes och Janet verstonn,
 wenn denne Männ weade döcks Vorwürf jemeck,
 wo mötonger janix dohenger steck.

Secher, di Vrauwes hand all ens Rait.
 On dat wüdd denne aff on tow och jesaid.
 Ann enne Daach hat Mari Pitter aanjevalle
 On said: „Do mödde werr ens drövvver kalle!

Du woars doch emmer so op dr Penning bedaid,
 On hüüt wüdd von dech sovöll Jeld uutjelaid.
 Ech weet net, wat soll dat eijentlich nütze,
 dat du enne vreäme Mann dees emmer ongerstütze?

Denn ech han en de letzte Tiit fassjestell,
 du schecks jedde Monnd drejhonger Euro, on dat es richtich Jeld
 On emmer aan di jliike Adress,
 wat emmer vörr enne Heär Ali-Mente es!“

Bonkte Fe'ere

von Toni Koch

Jong, watt hüet merr vörr ne Kall,
 deet merr noh et Städtche lope,
 öm sech dit on dat te kope,
 Rheedt es international.

Hee sät eener yes, yes, yes,
 angre send am türkisch schwade,
 on böste vörr derr Bus am wade,
 hüet merr watt os spanish es.

Mänchmoal komme och sonn Öös,
 di dont nu, öm optefalle,
 janz besongisch fiin maar kalle,
 spreäke dütsch mött Heggepöös.

Noch jett huet ech en os Stadt
 en min Uehre ding et klenge:
 Denn wo sech paar Rheer fenge,
 hantse maar derr Monk voll Platt.

Kengdoop

Von Georg Nowak

On nuu woar et sowiit! Lang hodd et jedu'erd. D'r „Stammhalter“ woar do. Enne Naam hodd se sech all vrösch uutjesoot. Wöd et e Mädsche, dann sollde öt Anneke heesche. Nu woar et ävell enne Jong wu'ede, on dä sollde nu Jan heesche. Möt d'r Tiit woare Modder on dä Kleen teheem. De Kengdoop wu'edt jeplant. Patüem on Jötschestant woare uutjesökk. Et Doopkleed loach parat. D'r Patüem on de Jötschestant hodd all de Doopkeatz besorsch. Nu fälde bloß noch Pastu'er on d'r Daach vör dat Familijefääß.

Wi se sech möt Pastu'er ennich woare, wu'edte de Jääs enjelaane on d'r Kook bestell. Dat Fääß koß komme.

D'r Hemmel schpellde möt. De Sonn schi'en. Möm janze Schtaat jing et no de Kirek. Dat Pannescherf woar jevoart wu'ede on schleep. Pastu'er ding si Werek. – Dä Kleen wu'edt i'esch wakkerich, wi dat kalde Weewaater öwer dat Köppke leep, schre'ijde ävell net. (Waröm di dat Waater net e bitsche aanwärme?) All hodd se „d'm Teufel widersagt“.

Pastu'er woar väedich on tevri'e. Se hodd jez werr enne mi'e em Verain. Nu woll hä dänne, di et aanjing, jrateleere.

En dä Momänt kräch di Jrooß, di dä Kleen op d'r Ärem hodd, enne Schräkk. Se soach dat dä Kleen enne ru'e Kopp krääch on si klee Jeseetche vertrokk. Dat döösche net. – Dä Kleen woar am döije! – Di Jrooß dait träkk, jlikkes rük et hee jet angisch wi no Weirauch, on dat en de Kirek. En er Nu'et schoggelde se öm hin on her. On dat hollep, ävell net wi se sech dat jedait hodd. Dä Kleen, wi merr so säd, leet er enne jonn, on dat eso hell, dat jedereene en de Kirek et hüre koß. Op d'r Moment woare se allemoale stell.

De eschde Ki'er schammde sech Mamm on Papp vör dä staatse kleene Kael on kräasche enne ru'e Kopp. Pastu'er ävell woar d'r eschde, dä sech jevange hodd, jrüselde jet on sait:

„Fürwahr jetzt ist der Teufel wirklich ausgefahren“

Hingenoo di Kommentaare van di Feßjääß könnt er öch waal dengke. Möt de Joare es Jan enne staaaze Mannskeäl wu'ede. Ävell dat Teeken van Jesongkheet van öm be'ij sin Doop on Pastu'er sinne Kommentar hand di Alde, di dobe'ij woare bös hüüt net verjäte.

Patüem	=	Patenonkel
Jötschestant	=	Patentante
Pannescherf	=	ungetauftes Kind (Scherbe einer Dachpfanne), noch minderwertig für das Himmelreich
hell	=	hier in der Bedeutung von laut

Mönchengladbacher
Mundart



VORGESTELLT VON: GEORG NOWAK

ERZÄHLTES LEBEN

TEXT: IRENE ROLOF

1927



Am 25. Juli 1927 wurde ich in Strebielin, Kreis Neustadt, Ostpreußen, geboren. Ich war das siebte Kind meiner Eltern. Wir waren insgesamt 12 Kinder; sieben Schwestern und fünf Brüder.

Mein Vater war deutscher Lehrer in Polen. Meine Mutter stammte aus einem reichen Bauernhaus. Das Dorf hieß „Rossoch“. In dem Ort gab es nur diesen Hof meiner Vorfahren. Um den Hof herum gab es viele, kleine Häuser, die wir in Ostpreußen „Insthäuser“ nannten. Die Knechte und Mägde mit ihren Familien waren die „Instleute“. Sie lebten in diesen Häusern. Um die Häuser herum gab es für jede Familie ein Stück Land. Zwischen dem Bauern und seinen Mitarbeitern gab es ein herzliches Verhältnis. Bei jeder Hochzeit oder Kindtaufe feierte das ganze Dorf mit.

1931

Kindheit und Jugend in Deutsch-Eylau/Ostpreußen

Mein Vater wurde neunmal strafversetzt, weil er sich für Deutschland einsetzte, beim letzten Mal bis an die russische Grenze! Da bat mein Vater um die Versetzung nach Deutschland. So kamen wir 1931 nach „Deutsch-Eylau“! An diese frühe Kindheit erinnere ich mich nicht mehr, aber an meine Jugendzeit! Es war eine wunderschöne Kindheit und Jugend in Ostpreußen.

Deutsch-Eylau war ein kleines Städtchen mit Wald umgeben und mitten in der Stadt gab es den herrlichen, großen Geserichsee! Schwimmen konnten wir Kinder schon alle, bevor wir zur Schule gingen. Oft nahmen mich meine älteren Schwestern mit zum Paddeln auf unserem See. Das war immer etwas ganz Besonderes. Wir waren eine große glückliche Familie.

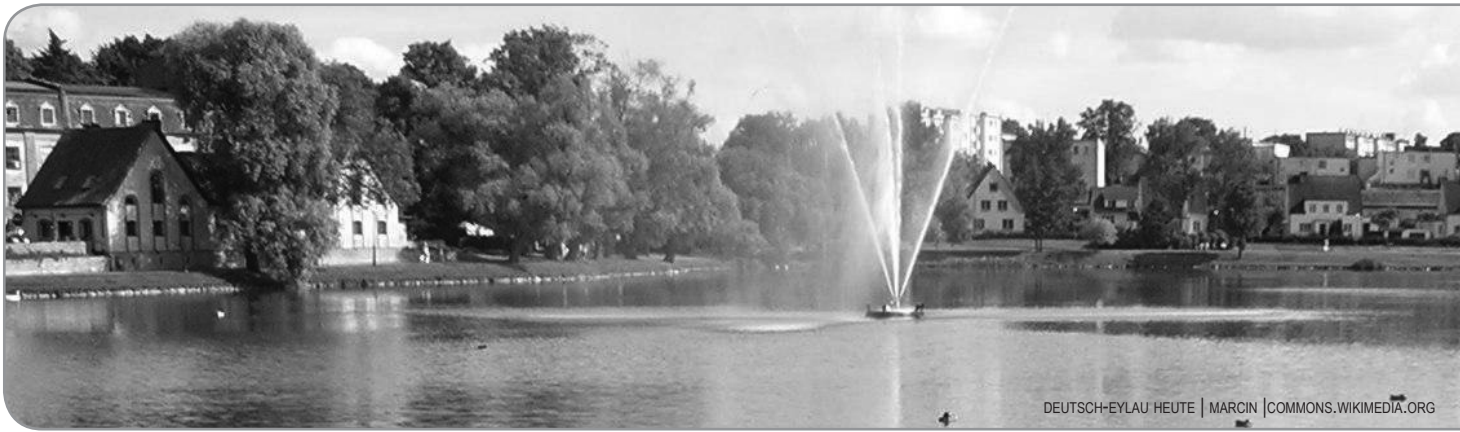
1945

Flucht nach Mecklenburg

1945 mussten wir flüchten. Im Februar landeten wir in Mecklenburg. In dem Dorf fanden wir Kinder einen Schlafplatz bei den Bauern. Einige Wochen danach zogen wir nach Schwerin, der Hauptstadt Mecklenburgs. Hier fand mein Vater Arbeit als Lehrer und Dolmetscher. Erst im September begann die Schule in der sowjetischen Besatzungszone. Meine Schwester Otti und ich wurden zur Arbeit auf einer Sowjose zwangsverpflichtet. Wir mussten schon am frühen Morgen vom Sonnenaufgang bis zum späten Abend auf dem Feld arbeiten. In der Scheune schliefen wir auf Stroh. Wir waren immer müde und hungrig. Das russische Staatsgut wurde von Soldaten mit Maschinengewehren bewacht. Es war eine harte Zeit. Dann aber begann für mich die Schulzeit auf der Oberschule für Mädchen. Gerne ging ich zur Schule.

Von der Feldarbeit zur Lehrerin

So meldete ich mich auch bald zur Ausbildung als Junglehrerin an. Eine Woche wurden wir geprüft, ob wir den Anforderungen gerecht werden würden. So begann eine gute Studentenzeit! Die Hälfte der Teilnehmer waren entlassene Soldaten, der Großteil der jüngeren Leute Schülerinnen, wie ich. Nach einem Jahr machten wir das Examen und wurden dann für drei Jahre verpflichtet in Mecklenburg als Junglehrer zu arbeiten. Wir hatten die Lehrbefähigung vom 1. – 10. Schuljahr. Alle Mitstudenten konnten ihren ersten Arbeitsort selbst bestimmen. Nur ich nicht. Später erfuhr ich, dass das katholische Dorf Lehsen, Kreis Hagenow, nur eine katholische Lehrerin haben wollte. Ich unterrichtete in der 1. – 4. Klasse und in der 6. – 10. Klasse. Es machte mir viel Freude, die Kinder für ein Fach zu begeistern. Dieses erste Jahr war für mich ein sehr lehrreiches und befriedigendes Arbeitsjahr. Anschließend wurde ich Junglehrerin in Schwerin.



DEUTSCH-EYLAU HEUTE | MARCIN | COMMONS.WIKIMEDIA.ORG

1949 bis 1962

Familie mit sieben Kindern

Bald lernte ich hier meinen zukünftigen Mann kennen. Wir heirateten am 05. Februar 1949. Im Februar 1951 bekamen wir unseren ersten Sohn. 1952 den zweiten und 1953 unseren dritten Sohn. Bis 1962 bekamen wir noch drei Söhne und eine Tochter. Sie war unser siebtes Kind und der damalige Bundespräsident wurde ihr Ehrenpate.

1960

Flucht in den Westen und einmal um den Erdball

Wir, mein Mann und ich, mit unseren fünf Kindern flüchteten aus politischen Gründen im August 1960 in den Westen. Hier wurden wir auch als politische Flüchtlinge anerkannt. Mein Mann war vom Bund frei gestellt worden, um in Jamaica den Wetterdienst aufzubauen. Zuerst war er alleine dort, dann folgte die Familie nach. Vier Jahre lebten wir in „Kingston, der Hauptstadt Jamaicas. Alle Kinder gingen in Kingston auf eine Privatschule mit wenigen Schülern in einer Klasse. So lernten sie schnell ein sehr gutes Englisch. Mein fünfter Sohn ist bei einer amerikanischen Weltfirma Manager. Es war eine interessante Zeit im Ausland mit vielen neuen Erkenntnissen. 1971 kehrten wir nach Deutschland zurück!

2002

Alter(n), Tod und Glück

Mein Mann starb nach jahrelanger Krankheit 2002. Heute lebe ich im „V“-Pflegeheim in Kaarst. Ich bin nicht nur zufrieden, nein, ich bin glücklich. Zweimal im Jahr treffen wir uns alle: Kinder, Schwiegerkinder, Enkel und ich in Kaarst beim „Griechen“ zum Mittagessen. Kaffee findet im „Vinzenz“ im Konferenzsaal statt. Einmal in der Woche telefoniere ich mit meinen Lieben. Sie besuchen mich, so oft sie Zeit haben. Ich bin dankbar, dass es mir so gut geht. Zwar habe ich einen Herzfehler, aber keine Schmerzen!

*„Meine Söhne wollten mich pflegen.
Meine persönliche Freiheit war mir wichtig.*

*Im Vinzenz bin ich nicht nur zufrieden,
sondern glücklich.“*

2012

BRAUTWERBUNG

Heiratsantrag auf ostpreußisch, Oktober 1948

TEXT: IRENE ROLOF



Papa und Mama saßen in der „Guten Stube“. Rundherum gab es Türen zu anderen Zimmern. An den Schlüssellochern dieser Türen hockten meine älteren Schwestern und berichteten mir, was sie sahen und hörten. Ich war zu aufgeregt, um auch so eine Stellung zu beziehen. Nur Mama und Papa durften in der „Guten Stube“ sein, keine Kinder und auch ich nicht, um die es ja ging.

Mein Liebster hatte genau wie ich Lampenfieber. Unsere Verabredungen, wenn wir uns treffen wollten, fanden nur draußen statt. Franz, mein zukünftiger Ehemann hatte große Scheu vor all den vielen Lehrern in meiner Familie (Vater und Geschwister). Er brachte Blumen und Konfekt zur „Vorstellung“ Antrittsbesuch mit. Meine Mutter saß wie eine Königin – „la reine“ – (Französisch = die Königin / Vergleich meines Vaters!) im Sessel.

Mit schwarzem, langen Seidenkleid, darüber ein dunkler, echter Fellbolero. Mein Vater saß auch auf einem Sessel; - stumm neben ihr. Ich glaube, er hat sich köstlich amüsiert. Nach der Begrüßung, sagte Franz stockend: „Ich möchte um die Hand ihrer Tochter anhalten!“

Mama: „Welche meinen Sie?“

>Pause<

Franz: „Ich möchte ihre Tochter Irene heiraten!“

Mama: „Die ist noch gar nicht dran!“

Diesen Dialog gaben mir meine Schwestern diabolisch grinsend wieder. – Für mich war das eine endlose Schrecksekunde.

Mama: „Herr Gollnick können Sie denn eine Frau und später dann eine Familie ernähren?“

Franz: „Ja!“

Mama: „Was heißt ja?“

Von mir wusste Mama über alle Details, Franz betreffend, Bescheid. Doch sie examinierte meinen Liebsten wie eine Lehrerin.

Als Franz alles offen gelegt hatte, sagte meine Mutter gnädig:

„Na, sollen Sie die Irene haben, obwohl Seraphine zuerst mit der Hochzeit dran wäre! – Es passt ja alles, katholisch und ernähren können Sie eine Frau und eine Familie auch.“

Ja, so streng ging es damals in ostpreußischen Familien bei der Brautwerbung zu.

Wenn ihr meine Erlebnisse lest, sind sie kaum zu glauben, aber es ist das wahre Leben.

Am 21. November 1948 fand die offizielle Verlobung statt. Dieser Tag war auch der Geburtstag meiner Mutter.

„... dann ist das ein Abwasch!“ (Mama)

DAS DRAMA mit Gisela

TEXT: IRENE ROLOF

Alle Menschen in Schwerin, die nicht der Partei angehörten, kannten sich. Ein Lehrer und seine Frau Gisela gehörten mit zu unseren Duz-Freunden. Als wir in der Ostberliner U-Bahn saßen, deren Endstation in Westberlin lag, kam Gisela zufällig und unerwartet in unser Abteil. Freudig begrüßte sie mich und meinen Mann und fragte die Kinder leutselig:

„Wo wollt ihr denn hin?“

Kinder: „Wir fahren zu Papas oberster Dienststelle nach Potsdam, bevor unsere Schule nächste Woche wieder beginnt.“

Gisela verstand nicht meine heimlichen Rettungsversuche, die ich ihr voller Zittern und Wut leise ins Ohr flüsterte:

„Halt Deine Schnauze!“

Ich trat ihr auf den Fuß, sie sollte nicht weiter reden.

Gisela dagegen: „Bist Du krank, warum trittst Du mir auf den Fuß?“

Ich konnte mir nicht anders helfen:

„Gisela ich bin sehr krank, halt Deinen Mund, mir ist so schlecht.“

Daraufhin war es endlich still. Ein paar Minuten später landeten wir in Westberlin und die Staatssicherheitsbeamten verließen den Wagon.

Wir stiegen aus der U-Bahn und mussten eine Treppe hochsteigen.

Die beiden ältesten Söhne, die sich abseits gesetzt hatten, schrien:

„Wir sind in Westberlin!“

Mein Mann sang mit den Tränen in den Augen „Großer Gott wir loben Dich“, ich stimmte mit ein. Den Kindern war das natürlich peinlich, was die Eltern in der Öffentlichkeit da veranstalteten. So begann unser neues Leben.



Heute gehen wir ins ... „RESI“

TEXT: AGGI KAEMMER



Es war das Jahr 1954

Als Teenager war sie nicht gerade eine Augenweide. Zu ihrem großen Kummer war sie seit Babytagen am ganzen Körper mit einem Ekzem behaftet. Obwohl ihr Vater viel Zeit und Geld bei diversen Ärzten, Heilpraktikern und Homöopathen investierte, heilte die Haut an den behandelten Flächen zwar ein wenig, aber die Entzündungszellen der Haut kamen immer wieder erneut zum Ausbruch, und an eine Linderung war nicht zu denken. Von den Fachleuten wurde sie damit getröstet, dass es sich evtl. „auswächst“.

Sie muss ein arges Sorgenkind gewesen sein. Die Gefühle und auch Schmerzen, die sie selbst dabei empfand, haben ihr späteres Leben nachhaltig geprägt. Der Juckreiz war oft unerträglich. Die Rötungen, nässenden Bläschen, schuppenartigen Verkrustungen, Schwellungen, Risse und Pusteln waren vor allem im Gesicht nicht zu verbergen. Sie verursachten Ekel und auch Angst, sich anzustecken. Was sie jedoch am meisten belastete war, dass niemand in ihrer Nähe sein wollte. Selbst ihre Mutter ließ sich nicht in der Öffentlichkeit mit ihr sehen. Wahrscheinlich schämte sie sich, zumindest war es ihr peinlich. Nicht so ihr Vater. Er tat so, als ob er gar nichts bemerke.

Der Vater versuchte immer wieder sie aufzumuntern und abzulenken, damit sie ihre Zeit nicht nur alleine in ihrem Zimmer oder im Garten verbrachte. Die Freude war riesengroß, als er ihr einige Wochen vor den Sommerferien eröffnete, eine Reise mit ihr zu machen. Sie war noch nie mit ihrem Vater verreist. Das war etwas ganz Besonderes. Als er ihr dann noch sagte, dass Berlin das Reiseziel sei, war sie in unbändiger Vorfreude.

Sie überlegte, was sie sich dort alles ansehen könnte, wenn der Vater ihr die Erlaubnis zu einem Stadtbummel geben würde. Bisher hatte sie von Berlin nur einige Ansichtskarten gesehen und in der Zeitung

schreckliche Fotos von der durch den Zweiten Weltkrieg zerstörten Stadt. Sie wusste nicht, wie weit der Wiederaufbau inzwischen gediehen war. Sicherlich gab es trotz der noch vorhandenen Ruinen wieder vieles zu besichtigen. Von den Wahrzeichen Berlins, dem Brandenburger Tor und der Siegessäule, hatte sie schon gehört. Auch vom Kurfürstendamm.

Wäre es nicht wunderbar, auf dem Kudamm, wie die Berliner ihre Prachtstraße liebevoll nennen, von Geschäft zu Geschäft zu schlendern und sich die für sie unbezahlbaren Auslagen in den Schaufenstern anzusehen? Aber würde der Vater sie ohne Begleitung durch eine ihr unbekannte zweigeteilte Großstadt bummeln lassen?

Oder sie könnte mit der U-Bahn fahren, in ein Museum gehen oder evtl. sogar eine Vorstellung im Friedrichstadt-Palast besuchen, falls der Vater nur ein ganz klein wenig das Taschengeld aufbessern würde. Möglichkeiten über Möglichkeiten. Bestimmt würde der Vater ihr einen Tee spendieren im Café Kranzler. Sie geriet ins Schwärmen. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass daraus Wirklichkeit werden würde.

Aber was sollte sie nur anziehen? All zuviel gab der Kleiderschrank nicht her, und das waren überwiegend abgeänderte Kleider ihrer Mutter. Etwas Neues hatte sie noch nie gehabt. Was war denn jetzt überhaupt Mode? In einem Zeitungsladen blätterte sie in einem Modejournal – Geld sich eines zu kaufen, hatte sie nicht. Die weit schwingenden Röcke mit vielen Petticoats darunter sahen schon toll aus. Und eine weiße Bluse dazu wäre wunderbar. Die Mutter lehnte ihre Kaufwünsche ab. Sie argumentierte, die Reise an sich sei schon teuer genug.

Es waren noch ein paar Wochen bis zur Abreise. Sie könnte sich doch selber etwas Nähen, schoss es ihr durch den Kopf. Ganz ungeschickt war sie nicht. Das Problem war nur, sie hatte kein Geld, um Stoff zu kaufen. Sie wusste, dass auf dem Speicher noch einige



Stoffreste aus Vorkriegstagen lagerten und fragte die Mutter um Erlaubnis, sich davon etwas aussuchen zu dürfen. Sie fand jede Menge alte Gardinen und auch ein Stück Dekostoff. Das war die Lösung! Daraus konnte man etwas machen! Aus den Gardinen wurden Petticoats – mehrere übereinander – genäht, die dann anschließend gestärkt werden mussten, damit sie nicht ineinander fielen. Der weite Rock darüber aus dem grünlichen Dekostoff war herrlich anzusehen und sie fühlte sich schon fast schön. Aber es fehlte noch etwas. Ein Gürtel, um die schmale Taille zu betonen, wie es auch in der Modezeitschrift zu sehen war. Vater ließ sich sein altes Koppel (Gürtel) abschwatzen. Ohne Schnalle und auf Hochglanz gewienert sah es aus wie neu. Jetzt noch ein Oberteil. Zur weißen Bluse hatte Mutter nein gesagt, aber wie wäre es, einen Pullover zu stricken? Sie musste sich beeilen. Bis zur Abreise war nicht mehr allzu viel Zeit. Zwei Pullover, aus denen sie herausgewachsen war, wurden aufgeriffelt, die Fäden um ein Brett gewickelt und nass gemacht, damit sie wieder schön glatt wurden. In jeder freien Minute strickte sie. Bald war der Pullover fertig und bekam als Clou aus den restlichen Fäden zwei Pompons (knäuelartige Quasten) als Verschluss. Sie war schon ein wenig stolz, dass sie das alles alleine gemacht und rechtzeitig fertig bekommen hatte. Zu gerne hätte sie noch schicke Schuhe gehabt, aber auch bei dieser Bitte blieb die Mutter hart und meinte, die alten müssten erst einmal aufgetragen werden, bevor an neue zu denken sei.

Endlich war es soweit. In der Nacht davor war sie so aufgeregt, dass sie kaum ein Auge zumachen konnte und unausgeruht am anderen Morgen aufwachte. Das machte ihr allerdings nichts aus, dafür freute sie sich zu sehr. Die Zugfahrt, damals noch mit einer Dampflok, war ein Erlebnis an sich. Die Stunden vergingen im Fluge. Bald wurden sie von einer quirligen Großstadt begrüßt. Sie war fasziniert von dem geschäftigen Treiben und hätte beinahe den Onkel, der sie vom Bahnhof

abholte, übersehen. Sie waren seiner Einladung gefolgt und wohnten bei ihm und der Tante. Der Onkel, ein großzügiger und auch betuchter Mann, hatte viel zu tun und für die „Kleene“, wie er sie nannte, wenig Zeit. Er machte Vorschläge, was alles zu besichtigen sei. Aber er hatte auch noch eine Überraschung für sie! Er schlug einen Besuch im „Resi“ vor. Sie hatte keine Ahnung, was das war, und der Vater meinte, dafür sei eine Fünfzehnjährige zu jung und ein Besuch zu teuer. Der Vater war eher ein sparsamer Mensch, aber der Onkel überredete ihn und Vater willigte zögernd ein.

Die Fahrt zum „Resi“ sollte am nächsten Nachmittag sein, an einem ganz normalen Wochentag. Unglaublich, und der Onkel hatte ihr noch gesagt, sich dafür besonders hübsch zu machen. Wie gut, dass sie ihre neuen Sachen eingepackt hatte. Wenn nur das Problem mit den Schuhen nicht wäre. Nun ja, daran war jetzt auch nichts mehr zu ändern.

Herausgeputzt fuhren sie mit der Straßenbahn zur Hasenheide und standen nach kurzem Fußweg vor einem Tanzpalast.

Das „Resi“ war ein Tanzpalast!

Sie konnte es nicht fassen. Der Vater ging mit IHR in ein Ballhaus. Sie war mächtig stolz!

Am Eingang hörten sie bereits Musik und betraten, nachdem sie ihre Mäntel an der Garderobe abgegeben hatten, den Ballsaal. Inzwischen hatte die Musik aufgehört, und sie vernahm nur noch das leise Murmeln der Gäste. Wegen der gedämpften Beleuchtung musste sie zunächst einmal ein wenig die Augen zusammenkneifen, um im Halbdunkel den riesigen Raum zu betrachten. Schon näherte sich ein befrackter Kellner, der den Vater und sie an einen Tisch für 2 Personen führte. Der weiß gedeckte Tisch mit der kleinen Lampe wirkte sehr einladend. Von dort aus konnte sie alles genau überblicken und die Atmosphäre voll auf sich wirken lassen.



Die tiefer liegende Tanzfläche war an drei Seiten umgeben von einer terrassenförmigen Anordnung von Tischen. Die weißen Tischdecken darauf wirkten sehr edel, und das Licht der Tischlampen gab dem Raum eine gewisse Gemütlichkeit. Die Tanzfläche in der Mitte war noch leer. Der Tanztee begann wohl etwas später. Der Vater gab gerade die Bestellung auf, und sie war dabei, sich näher umzuschauen, als plötzlich Musik einsetzte.

Ja, was war denn das?

Die riesige Bühne hatte sie noch gar nicht bemerkt und im Orchestergraben davor war eine vielköpfige Kapelle zu erkennen. Der Vater raunte ihr zu: „Erkennst du die Melodie? Das ist Schwanensee von Tschaikowsky.“ Sie traute ihren Augen nicht, als über die gesamte Breite der Bühne Wasserfontänen hochschossen. Die wiegten sich im Takt zur Musik und wirkten wie tanzende Figuren. Nicht genug damit. Die Kaskaden wurden auch noch in farbiges Licht getaucht. Sie waren faszinierend schön anzusehen.

Eingefangen von den Klängen der Musik und dem prächtigen Geschehen auf der Bühne, hatte sie das leise Klingeln von Telefonen im Hintergrund noch gar nicht registriert. Sie war zu sehr in Anspruch genommen von dem, was es zu hören und zu bestaunen gab. Doch ja, es klingelte ein Telefon und zwar an ihrem Tisch. Das musste ein Irrtum sein. Hier kannte sie doch niemand. Bei näherem Hinsehen stellte sie fest, dass es auf allen Tischen Telefone gab, und der Vater ermunterte sie, den Hörer abzunehmen. Eine männliche, ihr absolut fremde Stimme sagte ihr ein paar nette Worte. IHR, dem hässlichen Entlein! Das konnte nicht sein. Er saß bestimmt zu weit weg und konnte sie nicht genau erkennen. Verzweifelt suchten ihre Augen nach dem Anrufer, er war aber nicht auszumachen. Als er ihr dann noch sagte, er werde ihr ein Briefchen schicken, war sie völlig perplex. Mit der Hand die Sprechmuschel zuhaltend fragte sie

den Vater, was sie machen solle. Er deutete auf eine kleine Vorrichtung am oberen Rand des Tisches und flüsterte: „Das hier ist eine Rohrpost, alle Tische sind untereinander verbunden. Der Brief wird sicherlich gleich hier ankommen. Schau nach oben, die Tische sind mit einer Nummer versehen, und an diese Nummern wird die Post geschickt. Deine Adresse benötigt er dafür nicht und passieren kann dir auch nichts“.

Die Freude, seine Tochter so glücklich und erwartungsfroh zu sehen, stand ihm ins Gesicht geschrieben. Und richtig. Kurz darauf machte es „Klick“ und ein zusammen gerolltes Stück Papier purzelte auf den Tisch. Sie war ganz aufgeregt, als sie es entrollte. Enttäuscht gab sie die Notiz ihrem Vater. Sie war für ihn und nicht für sie. Der Vater schmunzelte und sagte: „Der Schreiber ist ein sehr höflicher Mensch. Er fragt mich, ob er mit dir tanzen darf, wenn der Tanztee gleich beginnt. Möchtest du?“ Das wollte sie auf keinen Fall. Abgesehen davon konnte sie auch gar nicht tanzen. Der Vater bedankte sich bei dem Fremden und schrieb ihm, dass sie nach Ende der Wassermusik gehen würden.

Ein wenig neugierig war sie ja schon. Zu gerne hätte sie gewusst, war er jung oder alt, gut aussehend oder hässlich? Trotz intensiven Suchens konnte sie ihn nicht entdecken, und er machte sich auch nicht bemerkbar. Sie freute sich dennoch über die kurzweilige Unterbrechung und widmete sich wieder voll und ganz der Musik und den im Takt tanzenden Kaskaden bis sie endgültig in sich zusammen fielen.

Heute ist die „Kleene“ bereits im siebten Lebensjahrzehnt. Das Ekzem ist nach der Pubertät tatsächlich verschwunden und vieles ist seitdem geschehen. Diesen Nachmittag im „Resi“ wird sie jedoch nie vergessen.

LARGE RESTING COW von Josée Hümpel-Langen

liegen wie die kreatur
liegen, mit breiten flanken
am boden haften im licht
unbeschwert



SÜCHTIG von Gertrud Grins

Mein
Mein Eifer
Mein Eifer trägt
Mein Eifer trägt Züge
Mein Eifer trägt Züge von
Mein Eifer trägt Züge von Sucht.

Eifersucht trägt meine Züge
Nicht.

Mein
Mein Eifer
Mein Eifer trägt
Mein Eifer trägt Züge
Mein Eifer trägt Züge von
Mein Eifer trägt Züge von Flucht

Fluchtsucht prägt zu genüge
Mich.

Meine Fluchtsucht beklagen
Deine Eifersucht ertragen
Sich vertragen
Trägt.

GERMAN ANGST

oder: Wenn es um(s) Geld geht

TEXT: GERTRUD GRINS



Wir brauchen Geld, wir jagen ihm hinterher, aber das Verhängnisvolle ist: Das Geld braucht uns auch. Es braucht unser Vertrauen, denn ohne unsere Bereitschaft es zu akzeptieren, es als Tauschmittel einzusetzen oder zu sparen, verliert es seinen Wert. Letzteres haben wir Deutschen im 20. Jahrhundert zweimal erlebt. Zweimal verlor unser Geld so stark an Kaufkraft, dass es durch eine neue Währung ersetzt werden musste.

Geschichten, die sich um die Inflationen und ihre Folgen drehen, kursieren in fast allen deutschen Familien. Sie wurden und werden weiter gegeben, und sie beeinflussen unsere Sorge um den Wert des EURO bis in unsere Tage.

Die galoppierende Inflation nach dem Ersten Weltkrieg

Da ist z. B. die Geschichte von Franz. Er ist 18 Jahre alt und nach dem Abschluss der Schlosserlehre von der Firma Rhein Metall übernommen worden. Seit kurzer Zeit trägt er mit seinem Lohn zum Familieneinkommen bei. Den Hungerwinter 1916/17 hat er als Kind überlebt und an schnell steigende Preise ist er seit Kriegstagen gewöhnt. Was sich aber in der Wirtschaft abspielt, seit er die Gesellenprüfung im Frühjahr 1922 abgelegt hat, damit kann er nur schlecht umgehen. Die Inflation galoppiert. Preissteigerungen von 50 % und mehr häufen sich in immer kürzeren Abständen. Die Firma zahlt inzwischen den Lohn täglich aus, um sicher zu stellen, dass die Arbeitnehmer wenigstens ihren kargen Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit finanzieren können. Was an Geld einkommt, wird möglichst schnell in Ware umgetauscht, denn jeder weitere Tag bringt Kaufkraftverluste.

1
Bei einer Inflation sind tatsächlich die Schuldner die Gewinner.

Im Schaufenster der Firma Mode Mann hat Franz eine Krawatte entdeckt, mit der er bei seiner neuen Freundin Eindruck schinden könnte. Auf dem Heimweg von der Arbeit will er sie kaufen, das ist mit der Familie abgesprochen. Am Abend kommt er wütend und schimpfend nach Hause. Der Preis der Krawatte hat sich vervierfacht, sein Tageslohn reicht nicht dafür. Nun tritt der Familienrat zusammen. Eltern und Geschwister öffnen ihre Geldbörsen, sie legen zusammen, was sie besitzen. Und ehe das Geschäft schließt, kann Franz die Krawatte kaufen.

Ein so schönes Ende hat Heinrichs Geschichte nicht.

„Meine Eltern haben vor dem Ersten Weltkrieg dem Bruder meiner Mutter Geld geliehen. Es schien gut angelegt, denn Onkel Peter hatte ein sicheres Einkommen. Er würde den Betrag mit Zinsen zurückzahlen, sobald er die erste Hypothek für sein Haus in Mönchengladbach abgetragen hätte, so war es vereinbart.

Meine Eltern bekamen das Geld auch zurück, sie bekamen es 1923 zurück, als man gerade einmal zwei Pfund Butter dafür kaufen konnte,“ erzählt Heinrich bedeutungsvoll. „Meine Eltern hatten Goldmark verliehen, sie bekamen Papiermark zurück. Sie fühlten sich betrogen. Dagegen konnten sie juristisch nichts machen¹⁾, selbst wenn sie es gewollt hätten. Der Familienfriede war dadurch allerdings gestört. Meine Mutter hoffte bis an ihr Lebensende auf die Einsicht ihres Bruders. Da er selbst keine Kinder hatte, erwartete sie, dass er ihre Nachkommen einmal in seinem Testament berücksichtigen würde. Ihr Wunsch hat sich leider nicht erfüllt.“





Der Verfall der Reichsmark durch den Zweiten Weltkrieg

Bei der galoppierenden Inflation nach dem Ersten Weltkrieg waren meine Eltern Kinder. Bei der verdeckten Inflation als Folge des Zweiten Weltkrieges war ich im Kindesalter.

Der Wertverfall der Reichsmark war zunächst nicht so leicht zu erkennen, weil der NS-Staat einen Preisstopp verfügt hatte.²⁾ Dass man sehr vieles, was in den Geschäften auslag, nicht kaufen konnte, war für uns Kinder selbstverständlich. Beim sehnsüchtigen Blick in ein Schaufenster, in dem einsam einige Wattle-Osterküken standen, fragte der vierjährige Dieter altklug: „Mama, die sind nur für Ausgebombte, ne?“

Denn nur Ausgebombten standen bestimmte Artikel zu, weil sie Bezugsscheine dafür bekamen, das wusste der Kleine schon. Auch, dass es Süßes nur gab, wenn Mama noch Marken hatte.

Wer eine Lebensmittelkarte besaß und die entsprechenden Marken vorlegte, konnte Lebensmittel zu Festpreisen kaufen. Er oder sie bekam natürlich nur begrenzte Mengen. Kinder, Normalverbraucher und Schwerarbeiter hatten, ihren Bedürfnisse entsprechend, spezielle Karten mit unterschiedlichen Zuteilungsmengen. Wer mehr wollte, musste Schwarzmarktpreise zahlen. Der Schwarzhandel blühte, obwohl er illegal war. Die Preise, die dort verlangt und bezahlt wurden, zeigten den zunehmenden Wertverfall der Reichsmark deutlich. Am Ende wurde auf dem Schwarzmarkt vorwiegend in Zigarettenwährung³⁾ gehandelt. Wer die Preise nicht zahlen konnte, musste Ware gegen Ware tauschen. Auf diese Weise wechselten Schmuck, Silberbestecke, Gemälde und Teppichbrücken den Besitzer für ein Stück Speck, für Eier, einen Sack Kartoffeln oder Kohlen. Hamsterfahrten waren für die Städter überlebenswichtig. Wer nichts zu tauschen hatte, hungerte.

Zur Ergänzung:

Durch die Hyperinflation nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Vertrauen in den Wert des Geldes schwer erschüttert. Die Inflationsangst war geboren. Bei der Währungsreform am 01. November 1923 wurde die Rentenmark (RM) eingeführt. Für eine Billion Mark bekam man eine Rentenmark (für 4,20 RM einen US-Dollar).

Das neue Geld, das sich nicht auf eine Golddeckung stützte, musste sich das Vertrauen erst verdienen. Ab 1924 gab es neben der Rentenmark auch die Reichsmark, die auch während des Zweiten Weltkrieges das offizielle Zahlungsmittel in Deutschland war. Leider hat uns auch die Reichsmark enttäuscht.

Die Landbevölkerung tat sich etwas leichter im Kampf um das tägliche Brot. Sie konnte sich teilweise selbst versorgen. Wo etwas Platz war, wurden Hühner, Gänse, Enten, Kaninchen, Ziegen, Schafe oder Schweine gehalten. Es gab Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten. Selbst im Bunten Garten in Mönchengladbach wurden aus Blumenrabatten Kartoffel- und Gemüsebeete. Die Wälder waren wie leergefegt. Jedes Stückchen Brennholz wurde aufgesammelt. Meine Oma besaß eine Kuh und sie fütterte regelmäßig ein Schwein fett. Außerdem hielt sie eine Schar Hühner und im Kaninchenstall wuchsen ausreichend Tiere zur Schlachtreife heran.

Währungsreform 1948

Das Geld hatte seine Bedeutung verloren, weil niemand ihm mehr vertraute. Geld kann man nicht essen, war die oft gehörte Erkenntnis. Die Währungsreform am 20. Juni 1948 beendete das Desaster. In Westdeutschland wurde die DEUTSCHE MARK eingeführt. Jeder bekam 40,00 DM Kopfgeld. In einem nächsten Schritt wurden die Reichsmark (Bargeld oder Ersparnisse) in Deutsche Mark umgetauscht. Privatpersonen bekamen allerdings für 100 RM nur 6,50 DM. (Davon wurden die 40,00 DM wieder abgezogen.) Mutters Aufstellung der gemeldeten umtauschfähigen Reichsmark-Beträge habe ich im Nachlass gefunden.

Die DM wurde eine harte Währung, auf die wir Westdeutschen bauen konnten. Die Inflationsängste verstummten, aber sie verschwanden nicht. Latent waren und sind sie immer noch vorhanden. Das zeigte sich bei der Einführung des EURO. Von der guten, harten DM wollte sich die Mehrheit der Deutschen nicht trennen. Und mit der EURO Krise ist sie flugs wieder da – die „German Angst“.

² Da aber zu viel Geld im Umlauf war, mussten die immer knapper vorhandenen Waren zwangsbewirtschaftet werden.

³ 1946 entsprach der Wert einer Zigarette etwa der von 10 RM.



Windstille

Gertrud Grins

Das Haff
Ein Himmelsspiegel
Glatt, glänzend, weit

Strahlende Stille
Ruhige Fülle
Blendende Glut

Morgen trägt es
Ein anderes Kleid
Das Haff

Friedvolles Haff

Gertrud Grins

Silbern schwappen weiche
Wellen auf die Nehrung
Sinken sachte in den Sand

Warmer Wind weht
Sonnenlaunig
Durch die Gräser
Übers Moos

Liebkost traumverloren
Nackte Haut
Streift das Haar
Federleicht

In das sehnsuchtsvolle Herz
Senkt Friede sich
Schwere Lieder fallen zu



BALTIKUM UND KURISCHE NEHRUNG – zum Kennenlernen

TEXT: GERTRUD GRINS, FOTOS: DIETER F. GRINS

„Sag nicht Klaipeda, das tut mir weh, sag bitte Memel. Ich bin da geboren. Meine Mutter ist mit meinen Geschwistern und mir 1945 übers Haff geflüchtet. Da war ich fünf.“

So gerügt, hielt ich inne. Als geborener Wessi verbindet mich keine Familiengeschichte mit Memel und Ostpreußen. Und so hatte ich unüberlegt begonnen, einem Freund von unserer Rundreise zu berichten, bei der wir von Klaipeda auf die Kurische Nehrung übersetzten und eine Woche in Nida blieben.

Seither sind mir die Ortsnamen Klaipeda – die Betonung liegt auf der ersten Silbe – und Nida so vertraut, wie Memel und Nidden. So hießen die Orte nämlich, solange sie deutsch waren. Bekanntlich gingen die deutschen Ostgebiete aber nach dem Zweiten Weltkrieg verloren. Sie wurden der Sowjetunion und Polen zugeschlagen. Solange uns der Eiserner Vorhang vom Ostblock trennte, reisten nur wenige Unerschrockene dorthin. Das hat sich geändert, seit Litauen, Lettland und Estland 2004 Mitglieder der Europäischen Union wurden. Dank Schengener Abkommen können wir nun ohne Visum einreisen. Die Grenzübergänge zwischen den baltischen Staaten merkt man ebenso wenig wie die zwischen Deutschland, Holland und Belgien. Eingebettet in die EU sind uns die verlorengegangenen Gebiete im Osten – zumindest teilweise – wieder näher gerückt. Das Memelland gehört heute zu Litauen.

Dem Reiseleiter war es ein großes Anliegen, uns mit dem verwirrenden Hin und Her der baltischen Geschichte bekannt zu machen. Livland, Kurland, Memelland zuerst auf deutsch, dann auf englisch für die niederländischen, australischen und britischen Reiseteilnehmer. Mir schwirrte der Kopf. Eines steht fest, der deutsche Einfluss ist vielerorts vorhanden, er wird auch nicht geleugnet. Zudem gab und gibt es auch skandinavische Einflüsse und nicht zuletzt polnische und russische.

Aber die Litauer sind zuerst einmal Litauer, die Letten Letten, die Estländer Esten. Sie sind zweitens Europäer – stolze Europäer und drittens: Sie finden sich damit ab, dass sie von uns als Einheit wahrgenommen werden.

Dabei musste unser lettischer Reiseleiter mit dem estnischen Busfahrer russisch sprechen, um sich zu verständigen und mit der litauischen Kollegin sprach er wechselweise russisch oder englisch. So verschieden sind die baltischen Sprachen.

In der UdSSR waren sie zwangseinverlebte Teilrepubliken, in denen jeder Russisch lernen und Russisch sprechen musste, wenn er beruflich eine Chance haben wollte. Das sowjetische Joch haben die Balten abgeworfen. Stolz berichtete man uns von den zwei Millionen Menschen, die sich 1989 von Tallinn über Riga nach Vilnius zu einer Menschenkette zusammenschlossen, um an den Molotow-Ribbentrop-Pakt zu erinnern und für die Unabhängigkeit zu demonstrieren. Sie errungen zu haben, macht sie nationalbewusst und stark. Sie hätten auch die Kraft, mit den Widrigkeiten von Wirtschaftskrisen fertig zu werden, sagte man uns. Was von unseren Begleitern nicht thematisiert wurde, ist das Erbe von 45 Jahren Sowjetherrschaft, während der anfangs viele Balten verschleppt und im Gegenzug Russen im Baltikum angesiedelt wurden. Diese Menschen, für die das Baltikum Heimat ist, die aber die Landessprache nicht beherrschen, zu integrieren, ist eine Herausforderung, die meines Erachtens noch bewältigt werden muss.

Mit Einzelheiten der Busrundfahrt will ich nicht weiter aufwarten. Wohl, dass an regnerischen, tristen Tagen unsere englischen Mitreisenden die langweilige Landschaft des Hinterlandes beklagten. Sie sprachen mir aus der Seele. Zur Abwechslung wurden Störche gezählt – 103 an einem Tag waren der Hit.



Und wenn es noch so regnet – Störche zählen geht immer.



Mitten in Europas

Der Mittelpunkt Europas liegt nach neuesten Berechnungen nur wenige Kilometer nördlich von Vilnius, der litauischen Hauptstadt.

Kurische Nehrung

Eine 98 Kilometer lange Wanderdüne zwischen Klaipeda und Kaliningrad (Königsberg), durch das Haff vom Festland getrennt.

Allerdings ist der Sandstreifen seit 1991 geteilt, vier Kilometer hinter Nida ist die russische Grenze, die nur passieren darf, wer ein Visum vorweisen kann.



Abend am Kurischen Haff



Wie europäisch das Baltikum ist, das spürte man besonders in den Altstädten von Tallinn, Riga und Vilnius. Und natürlich in Memel, wo deutsche Besucher auf dem Theaterplatz vor dem Simon-Dach-Brunnen standen und nostalgisch Ännchen von Tharau summten.

Memel war bis 1945 deutschsprachig und lutherisch. Auch Nidden.

Nidden, das Dörfchen auf der Kurischen Nehrung, in das 1709 wirklich die Pest kam und das von der Wanderdüne mehrfach zugedeckt wurde, wie es Agnes Miegel in der Ballade „Die Frauen von Nidden“ beschreibt: „Die Pest ist über Nacht gekommen, mit den Elchen über das Haff geschwommen.“ Dieser Satz ist mir aus der Schulzeit geblieben. Der reale Hintergrund erschloss sich mir erst jetzt.

Nidden, wo in den 30er Jahren Corinth, Pechstein, Kirchner und Schmidt-Rotluff eine Künstlerkolonie gründeten.

Nidden, wo Thomas Mann „Joseph und seine Brüder“ schrieb. Sein Landhaus mit Blick über das Haff ist heute ein vielbesuchtes Museum.

Nidden, das zu Nida wurde als Folge des Zweiten Weltkrieges.

Nida, ein gemächlicher Urlaubsort, dessen Sprachklang von der bewegten Vergangenheit zeugt. – Im einzigen Supermarkt des Ortes hört man neben der Landessprache viele russische und deutsche Laute.

Nida, das Menschen anzieht, die ohne Rummel auskommen, die Hotels mit eher bescheidenem Komfort mögen, die Regentage ertragen und Sturm und Sonne am weiten menschenarmen Ostseestrand genießen wollen.

Nida, das Fischerdörfchen (1600 Einw.), in dem wir unsere Rundreise unterbrechen, um uns für eine Woche auf der Kurischen Nehrung zwischen Haff und Ostsee zu erholen.

Schon am dritten Tag zog es mich weiter, nach sechs Tagen wollte ich bleiben, überlegte zurückzukehren auf die Kurische Nehrung – irgendwann, um wieder einzutauchen in die friedliche Atmosphäre und mich treiben zu lassen, nicht weil jemand, sei er auch noch so bedeutend wie Wilhelm v. Humboldt oder Thomas Mann, gesagt hat, es sei hier schön, weil ich, ganz für mich, empfand:

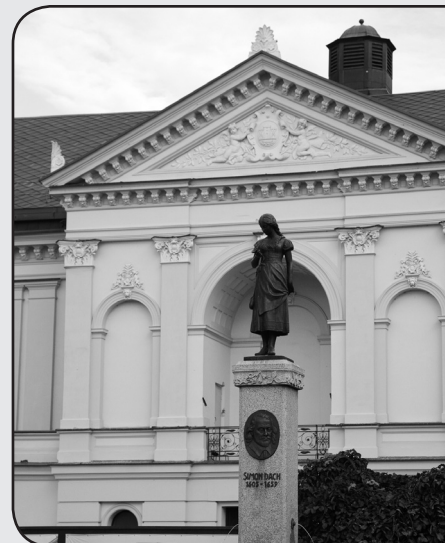
*Hier ist Gutsein.
Hier ist es schön.
Unverwechselbar
Eigenartig schön.*

Es gäbe von anderen Attraktionen der Reise zu berichten, vom Besuch der Wasserburg Trakai, von Schloss Rundale und dem Berg der Kreuze bei Siauliai (Schaulen).

Von drei weiteren Glanzpunkten auf den nächsten Seiten die Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch.



Alt Memel



Simon-Dach-Brunnen mit der Statue des „Ännchen von Tharau“ in Memel.



Thomas Manns Landhaus in Nida (Nidden).



Jugendstilfassade in Riga

Riga – Hauptstadt Lettlands (lett.: Latvija)

Eine Weltstadt mit Flair und voller Touristen.

Gleichzeitig sind spanische, italienische, englische und deutsche Gruppen unterwegs. Unangenehmes Gewimmel vor den berühmten Jugendstilhäusern in der Elisabeth-Straße und in der Altstadt. Am Abend flanieren auch die Einheimischen dort, um den warmen Sommerabend zu genießen. Wir Touristen werden selbstverständlich in das bunte Treiben einbezogen.

Vilnius – Hauptstadt Litauens (lit.: Lietuva)

Stadt der Klöster und Kirchen. Barock im Stil. Katholisch, wie Polen.

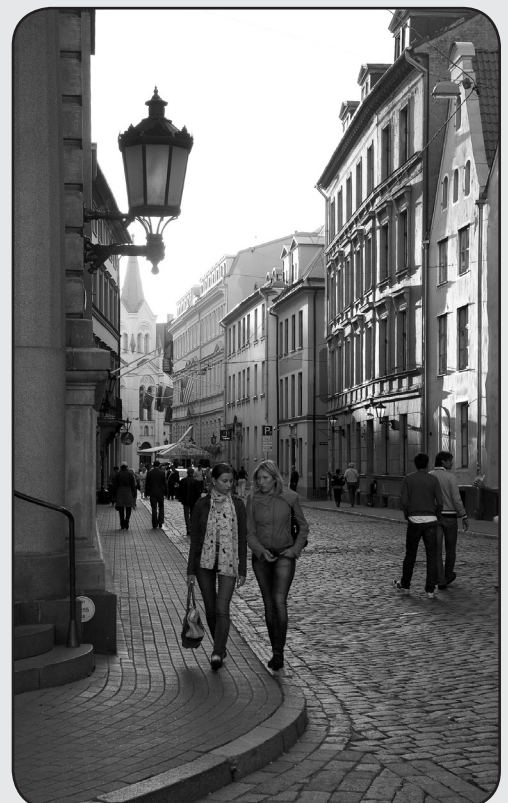
Es ist ein Glücksfall Maria Himmelfahrt in Vilnius zu sein, um die prächtigsten der 34 Kirchen zu besichtigen. Besichtigen! – Die Gläubigen besuchen sie, nehmen am Gottesdienst teil. Festlich gewandet, als wären sie zu einer Hochzeit eingeladen mit Blumen in den Händen. Wer noch keinen Strauß hat, kann ein Gebinde vor dem Gotteshaus erwerben. Und es sind nicht nur die Alten, die traditionsgemäß an der Feier teilnehmen. Geladen sind alle, und sie erscheinen mit Kind und Kinderwagen. In Andacht versunken knien sie vor dem Altar, beten und singen. Dazwischen drängen sich Touristen, fotografieren, stören. Die Mehrzahl der Fremden bleibt staunend im Kirchenportal stehen. Staunend ob der barocken Pracht und ob der Frömmigkeit, die auch in mehr als 40 Jahren Unterdrückung nicht verloren ging. Gerne hätte ich am Ritus teilgenommen, aber geführte Touren haben ihre eigenen Gesetze. Da stören volle Kirchen bei der Abwicklung des Programms. Der Andrang war so groß, dass in den Hauptkirchen stündlich eine Messe gefeiert wurde.



Straßenmusikanten in Riga



Madonna von Vilnius



Altstadt von Riga



Tallinn – Beginn und Ende unserer Erkundungsfahrt durch das Baltikum.

Tallinn – Hauptstadt Estlands (estn.: Eesti)

Mein Favorit unter den Hauptstädten des Baltikums.

Aber nicht nur für mich. Auch die Finnen lieben diese Stadt. Sie machen die Hälfte der Besucher aus. Was nicht verwunderlich ist, weil sie Sprachverwandte der Esten sind und weil sie von Helsinki in anderthalb Stunden mit der Fähre dort sind, weil die Preise niedrig sind, vor allem für alkoholische Getränke, das köstliche Zimtbier allerdings ausgenommen. (Seit 2011 ist der EURO offizielles Zahlungsmittel. In Lettland braucht man Lats, in Litauen zahlt man mit Litas.)

Die Stadt ist so wunderbar mittelalterlich und modern, die Vergangenheit durchwebt die Gegenwart, und der Optimismus der Jugend ist ansteckend. Wer hierher kommt, stößt auf Zeugnisse einer vom Deutschen Orden gegründeten und von der Hanse geprägten Stadt, auf prächtige Gildehäuser, die den Wohlstand der Kaufleute im 15. Jahrhundert belegen, auf Baudenkmäler aus der Zarenzeit und Plattenbauten aus Sowjetjahren. Tallinn, ein Weltkulturerbe von Rang.



Blick über Tallinn



Marktplatz in Tallinn

IMPRESSUM

Herausgeber:

Hochschule Niederrhein
Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung - REAL“
Christian Loffing (v.i.S.d.P.)

Anschrift:

Hochschule Niederrhein, Fachbereich Sozialwesen
Redaktion Zwischentöne
Sigrid Verleysdonk-Simons
Richard-Wagner-Str. 101
41065 Mönchengladbach
t 02161 - 186 5637 - 5661
f 02161 - 1865660
zwischenstoene@hs-niederrhein.de

Redaktion:

Elise Donder, Walter Elschenbroich, Gertrud Grins, Josée Hümpel-Langen,
Bärbel Lehmann, Georg Nowak, Karl-Heinz Thifessen, Sigrid Verleysdonk-Simons

Layout:

Albert Verleysdonk
Titelseite: Teppich aus Badachro, Foto: Sigrid Verleysdonk-Simons

Auflage:

1750 Stück

Nächster Redaktionsschluss:

Mai 2012

Nächste Ausgabe:

August 2012

Anzeigen:

Infos unter 02161 - 1865661

Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter ausschließlicher Verantwortung der Autoren. Für unaufgefordert eingesendete Beiträge und Bildmaterial übernehmen wir keine Haftung.

Schriften des Fachbereiches Sozialwesen
der Hochschule Niederrhein

Band 52



Bedürfnissen Gestalt geben **Verantwortung Gestalt geben**

Bedürfnissen Gestalt geben. Verantwortung Gestalt geben
Das neue Buch des Kompetenzzentrums REAL mit Beiträgen aus den
gleichlautenden Ringvorlesungen.

Schriftenreihe des Fachbereiches Sozialwesen an der Hochschule Niederrhein
Band 52, ISBN 978-3-933493-30-9, 14,90 €

Für Studierende und Gasthörer zum Preis von 10,00 € im FAUST-Büro erhältlich.

ZwischenTöne auch im Internet:
www.hs-niederrhein.de/fb06/zwischentoene

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“
Hochschule Niederrhein

